

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **39 (1957)**

Heft 42

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben
Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 14.80, halbjährlich Fr. 8.50, Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 17.—, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Inseraten-Annahme: Rückstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 78 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzelle oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Baubeginn der Saffa 1958

Heute: Der erste Spatenstich

BWK. Draussen auf dem Landi-Areal, bei der Schiffswerft der «Zürcher Flotte», ist bereits die künstliche Insel fertig aufgeschüttet ins Licht dieser herbstlichen Tage emporgestiegen. Vom Ufer wird eine Pontonbrücke zum dort geplanten Danc-ing-Restaurant, der Freiluft-Arena und dem bereits heftig umrätelten Männerparadies führen. Nicht weit davon wird heute, am 17. Oktober,

der erste Spatenstich

in den so ideal gelegenen Baugrund getan. Vier junge Mädchen und Frauen — die unbekannte Schweizerin vertreten — werden ihn ausführen.

«Hier bauen wir die Saffa 1958, die zweite Ausstellung: Die Schweizer Frau, ihr Leben, ihre Arbeit»

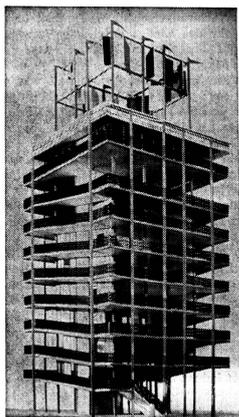
sagen sie, ein kurzes, schlichtes Wort, völlig unpatetisch, eine Bestätigung eigentlich nur der bereits durchdacht und in emsiger Ausdauer getanen Vorbereitungsarbeiten. Sie werden dieses Wort in ihrer Muttersprache sprechen — die Welsche, die Tessinerin, die Frau aus Romanisch-Graubünden, die Deutschschweizerin. Sie tragen weder historisches noch symbolisierendes Gewand und auch nicht die Tracht ihres Heimatkantons. Sie verkörpern

die junge Schweizer Frau von heute,

wie sie im Alltags- und Berufsleben, im Heim, in der Familie lebt und wirkt und ihrer Aufgabe als Bürgerin unseres Landes nach bestem Können gerecht zu werden versucht. Dass es ihr auch möglich wäre, die Pflichten einer politisch gleichberechtigten Schweizerin zu erfüllen, wird im übrigen ja dann auch die Ausstellung als sicher aufschlussreicher Querschnitt durch schweizerisches Frauenschaffen vielfältigster Art den Besuchern offenbaren.

Wie war es denn im Spätsommer des Jahres 1928, als in Bern die so erfolgreiche erste schweizerische Ausstellung für Frauen-Arbeit ihre Tore öffnete? Nicht nur gibt uns das «Logbuch» derselben, ein Bericht von gut fünfhundert Seiten Umfang, darüber Auskunft, sondern wir können uns auch in die Ausstellungszeitung 1928, die in Kupfertiefdruck in sechs umfangreichen Nummern erschien und von Elisabeth Thommen muster-gültig redigiert war, vertiefen. Wir lesen ferner die Ausstellungs-Sondernummern des Schweizer Frauenblattes, damals von Helene David, St. Gallen, und Anna Herzog-Huber, Zürich, redaktionell betreut. Wir lassen uns Ausschnitte mit Berichten über die Eröffnung, den Verlauf der Ausstellung, die damit verbundenen Darbietungen, das Gezeigte sowohl aus schweizerischen wie ausländischen Blättern vorlegen und stellen fest, wie lebhaft und anteihsfreudig die Presse mitgemacht hat.

Lesen wir im erwähnten Bericht nach, was Frau Julie Merz, Redaktorin, über die Tätigkeit des Presse-Komitees Saffa 1928, die Mitarbeit der Presse am Gelingen des ganzen so mutigen Unternehmens schrieb, so erfahren wir, dass dem Bundesstädtischen Presseverein und dem Verein der Schweizer Presse angehörnde Berufsjournalistinnen und Redaktorinnen unter Zuzug dreier Kolleginnen aus



Basel, Genf und Lausanne sowie kurz vor der Ausstellungseröffnung zweier Kollegen, die der Bundesstädtische Presseverein delegierte, dem Presse-Komitee angehörten. Schon früh wurde die Verbindung Presse/Ausstellungsleitung angebahnt. Die Zusammenarbeit klappte vorzüglich. Nur — entnehmen wir dem Bericht ferner: «Eine ständige, beruflich tätige Pressesekretärin wäre am Platze gewesen und hätte vollauf Beschäftigung gefunden. Wenn die Schweizer Frauen wieder einmal an ein der Saffa ähnliches Unternehmen herantreten sollten, möge sich ein künftiges Pressekomitee nicht durch Sparsamkeitsrücksichten von der Schaffung eines honorierten, ständigen Sekretariates, das seine Tätigkeit schon im Vorbereitungsstadium aufnehmen wird, abhalten lassen.»

Diesen Rat hat das Organisationskomitee der Saffa 1958 nun befolgt, indem, wie schon bekanntgegeben. Frau Laure Wyss als Pressechef gewählt wurde. Bereits hat unsere Kollegin mit ihrer Tätigkeit begonnen und in kürzester Zeit auf kleinstem Raum ein grosses Auskunftsnetzwerk geschaffen. Wir freuen uns, mit ihr zusammenzuarbeiten, wie wir uns auf die Mitarbeit aller Kollegen und Kolleginnen freuen, wenn wir als offizielle Ausstellungszeitung während der Dauer der Saffa dreimal in der Woche herauskommen werden.

Die Saffa 1928 wurde von Frau S. Glättli-Gräf präsiert. Das Organisationskomitee stand unter dem Präsidium von Rosa Neuenschwander, dieser bedeutenden Bernerin, die mit Recht zur Ehrenpräsidentin der im nächsten Jahr zu eröffnenden Frauenaufbau-Schau ernannt worden ist. Präsidentin der Genossenschaft «Saffa 1958» ist Dr. Elisabeth Nägeli und des grossen Ausstellungskomitees Dr. Denise Berthoud, Rechtsanwältin in Neuenburg, während das Organisationskomitee unter der Leitung von Dr. Erika Rikli steht. Ehe wir den Pressechef hatten, war sie es, zu der wir nach Neuigkeiten schreiend stürzten, um über den Stand der Dinge unterrichtet zu werden. In einer den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht veratrenden geduligen und durch keine Nervosität heinträchtigten Ueberlegenheit hat sie uns, wo und wann immer es ihr wünschenswert schien, das Geheimnis zu lüften, Red und Antwort gestanden. Heute, beim ersten Spatenstich, da neben Vertretern der Zürcher und der in Zürich repräsentierten Auslandpresse auch Behördenmitglieder anwesend sein werden und Herr Stadtpräsident Dr. Landolt einige Worte namens der Gastrecht gewährenden Stadt Zürich spricht — wird Frä. Dr. Rikli über die bis in kleinste Verästelungen der Details gediehene Planung der Schau Aufschluss erteilen. Viel Verantwortung lastet auf ihr, wie auch auf der die Ausstellung architektonisch gestaltenden Chefarchitektin Annemarie Hubacher-Constan; viel Arbeit haben sie zu bewältigen, und für beide gilt es, den Ueberblick über das Ganze zu besitzen, im Hinblick auf erfolgreiches schöpferisches Gestalten. Wir wünschen ihnen wie übrigens allen, die mit der Saffa und ihrem Gelingen auf Gedeih und Verderb nun eng verbunden sind (sind es nicht zuletzt alle Frauen bis weit in die entferntesten Täler hinein?), die nötige stützende, tragende Kraft und die beschwingende Freude. Bereits haben wir ja den

Wohnturm, das Zentrum der Ausstellung,

erwähnt, einen zehngeschossigen Stahlbauturm, eine Wohnausstellung originellster Prägung beherbergend, über welche die Architektin Beate Billeter, Neuenburg, die für diese Ausstellung gemeinsam mit der Berner Architektin Claire Ruffer die Verantwortung trägt, uns schon an Hand des Modells orientierte.

Ueber das nun wohl schon bald grossformatig von Mauerwänden und Säulen hernieder und in kleinerer Ausführung in den Wagen und Wartsälen der SBB, den Flughäfen usw. allerorten werbende

Plakat für die Saffa 1958

freien wir uns herzlich. Wir gratulieren an dieser Stelle der mit dem ersten Preis bedachten Graphikerin Nelly Rudin, Zürich, die es entwarf, wie der Jury, dem Unternehmen der Saffa als solchem. «Weg der Entwicklung» hat die begabte Künstlerin als Motto für ihre Konzeption gewählt. Weit zurück — eine kleine griechische Statue — dicht vor uns — das Gesicht der Schweizer Frau von heute, schön in ihrem erwachten und vollauf berechtigten Selbstbewusstsein, vertrauensvoll in die Zukunft blickend.

Nun wird also mit dem Bau der Ausstellung am Rande Zürichs begonnen, am Alpenquai, an den Gestaden des Arboretums, der Schifflande Enge, mit dem Haupteingang bei den Tennisplätzen am Mythenquai, auf dem Schneeligut, dem Landfestplatz von 1939, etwas weiter am See draussen als das Strandbad. Nun werden — die Baubaracke ist bereits eingerichtet — die geplanten Häuser entstehen, vorab «das Schönste, das Stillste der Ausstellung», der Andachtsraum für beide Konfessionen, worüber wir bereits berichtet haben, dann das Haus der Kantone, die Cafeteria ticinese, das Restaurant des Romands, die vorläufig als «Linie» bezeichnete graphische Schau erhält ihre Unterkunft, die «Geschäftsstrasse» wird erstellt, ein Kinderparadies errichtet, «Frau und Geld» erhält Raum, alles zu zeigen, was auf diesem Gebiet vom Denken und Sorgen, vom Können der Frauen lebt und gedeiht, der weitverzweigte Sektor des Heilens und Pflegens, der Erziehung, von den vielen Unterabteilungen der Bekleidung und Mode, der Arbeit der Frau im öffentlichen Leben nicht zu reden. Auch ein Tea-Room, ein Theater, ein Kabarett sind im beziehungsgrosszügig anmutenden Plan der Chefarchitektin vorgesehen.

Blättern wir abschliessend nochmals im Bericht über die Saffa 1928, so lesen wir unter «Presse», dass der Pressebesuch der Ausstellung ein sehr reger war. Rund 70 Pressevertreter erwiesen derselben täglich ihre Reverenz, Journalisten und Journalistinnen, an sogenannten Spitzentagen sollen es sogar bis zu 85 durchschnittlich gewesen sein. Aus



Nelly Rudin

Paris, London, Rom und Florenz, aus Berlin, Frankfurt, Breslau, Dortmund, Hamburg, aus Barcelona, Bukarest, Warschau, Wien, Czernowitz, aus den nordischen Ländern und ihren hauptsächlichsten Pressezentren, aus Argentinien, Brasilien, China, Japan, Mexiko, Aegypten waren Pressevertreter erschienen, um über die erste schweizerische Ausstellung solcher Art zu berichten. Das Gästebuch, das nachzuschlagen besonders Genuss bereitet, weist unter anderem Namen wie jene von Mrs. Margery Corbett-Ashby, Emilie Gourde, die damalige Präsidentin und Vizepräsidentin des Internationalen Verbandes für Frauenstimmrecht, Juliette Lau von der schlesischen Landwirtschaftskammer, Breslau, Prof. Livia Mazzucchetti, Milano, auf. «Das selbständige Arbeiten der Frauen», lesen wir weiter, «erregte die Bewunderung der männlichen Kollegen.» Das war vor 30 Jahren. Noch besser, kompakter, vom Eian des Fortschritts getragen, scheint uns, müsste jetzt, während die Vorbereitungsarbeiten weitergehen, während der Bau entsteht und vollends nach der Eröffnung der Saffa 1958, diese Zusammenarbeit von Frauen und Männern der Presse bei uns und im zu Gast geladenen Ausland sein. Wir sind zuversichtlich. Wir freuen uns auf die Saffa, die ja auch mit dem Slogan

Sinnvolle Arbeit — Freude für alle

bereits als etwas Wertendes zum Begriff von Tausenden von Frauen geworden ist. Bei dieser Gelegenheit sei noch auf die Möglichkeit hingewiesen, dass Dauerkarten und Abonnements — sehr hübsch graphisch gestaltet — noch vor Weihnachten als Geschenkbons erhältlich sind und — so hoffen wir — reisenden Absatz zu finden.



Dr. Erika Rikli

Besserstellung der Frau im schweizerischen Ehegüterrecht

Auf Einladung der sehr rührigen städtischen freisinnigen Frauengruppe sprach in diesem Frühjahr im Rahmen eines überaus gut besuchten Vortragsabends Dr. Alfred Billeter, Rechtsanwalt, über «Die Notwendigkeit einer Besserstellung der Frau im schweizerischen Zivilrecht».

Bekanntlich hat sich der Schweizerische Juristenverein an seiner diesjährigen Tagung mit der Frage...

ob das eheliche Güterrecht revisionsbedürftig sei, befasst, und inzwischen haben wir in Erfahrung gebracht, dass Herr Nationalrat Traugott Büchi, Küssnacht ZH, im Sinne dieser Gesetzesrevision ein...

Postulat

eingereicht hat, das von 37 Nationalräten verschiedener Parteizugehörigkeit unterzeichnet wurde und folgenden Wortlaut hat:

Durch die technische und soziologische Entwicklung hat die Frau vermehrte Aufgaben als früher zu erfüllen.

Verschiedene Bestimmungen des schweiz. Zivilrechts und gewisse Ueberlieferungen stehen heute mit dieser Tatsache im Widerspruch.

Der Bundesrat wird deshalb eingeladen zu prüfen, wie insbesondere durch die teilweise Revision des Ehegüterrechts die Rechte der Frau zukünftig besser gewahrt werden können.

In jedem Falle aber sollte einer Ueberlastung der Mutter vorgebeugt werden durch entgegenkommende Arbeitsbedingungen bei Fabrik- und Heimarbeit, die Vermittlung von Haushalterleichterungen zu erschwinglichen Preisen, die Umgestaltung des Hausangestelltenberufs und die Umstellung der Krippen auf Familiengruppen.

Als Aerzte gingen Chefstadtrat Dr. H. O. Pfister, Zürich, und Fräulein Dr. M. Meierhofer das Thema an. Als wesentliche Momente wurde von beiden betont, dass der Gesundheitszustand der Mutter weniger von der Fülle ihrer Arbeit, sondern von der Erfüllung des Lebensinhalts und der inneren Befriedigung abhängt.

Praktisch untermauert kann diese Forderung werden, mit ausgedehnten Schutzbestimmungen während der Schwangerschaft, Wochenbett und erstem Lebensjahr des Kindes durch die Verwirklichung einer gut ausgebauten Mutterschaftsversicherung mit Lohnausgleich.

Sonntag

Es gibt keinen Sonntag mehr. Aus einem Tag der Ruhe ist ein Tag vermehrter Unruhe geworden. Und dies dank den gewaltigen Fortschritten des Verkehrs...

Wird nach staatlichen Massnahmen gerufen, um dem Ueberhandnehmen sportlicher Veranstaltungen am Sonntag zu steuern, so lautet die Antwort: Die Verbände erachten eine Verlegung der Wettkämpfe auf den Samstag für unmöglich...

Und so treiben wir denn die Ruhelosigkeit des Menschen auf die Spitze — ausgerechnet am Sonntag, da der Bestand an Motorfahrzeugen heute mehr als dreimal so gross ist als vor dem letzten Krieg...

Trotz der Proteste kirchlicher Behörden ist es bis jetzt nicht gelungen, den Sonntagvormittag rennfrei zu halten, wenigstens wie es verhindert werden kann, dass sich das Knallen veraltender Gewehrshüsse in das Läuten der Kirchenglocken mischt.

Die erste Professorin an der Universität Lausanne. Der Staatsrat des Kantons Waadt hat Fr. Dr. Erna Hamburger zur ausserordentlichen Professorin für Elektrometrie an der Ecole polytechnique der Universität Lausanne ernannt.

Politisches und anderes

Aegyptische Truppen in Syrien

In Damaskus wurde amtlich mitgeteilt, dass im Laufe des vergangenen Sonntags im syrischen Hafen Latakia ägyptische Truppen eingetroffen sind, um die Verteidigung Syriens zu stärken.

Notenaustausch in Ostdeutschland

Die ostdeutsche Regierung hat in der Nacht zum Sonntag überraschend die bisher gültigen ostdeutschen Banknoten ausser Kraft gesetzt und einen Umtausch im Verhältnis 1:1 noch am Sonntag angeordnet.

Kadars Widerstand gegen die UNO

Der Sprecher des ungarischen Ausserministeriums bestätigte am Samstag offiziell an einer Pressekonferenz den Beschluss der ungarischen Regierung, die Ungarn-Resolution der UNO als null und nichtig zu betrachten.

Die Schweden für Erweiterung der Altersversicherung

Schweden sprach sich am Sonntag in einer beratenden Volksabstimmung für eine obligatorische, im Gesetz verankerte und von dem Arbeitgeber bezahlte Altersversicherung aus.

Die französische Regierungskrise dauern an

Der ehemalige französische Ministerpräsident René Pleven hat am Mittwochabend seine dreitägigen Bemühungen zur Bildung einer neuen Regierung aufgegeben.

Eine deutliche Warnung des Staatsdepartementes

Das amerikanische Staatsdepartement gab eine Erklärung heraus, in der die Anschuldigungen des sowjetischen Parteisekretärs Chruschtschow, die Vereinigten Staaten versuchten, die Türkei in einen Krieg gegen Syrien zu verwickeln, als «vollkommen unbegründet» zurückgewiesen werden.

Seltene Frauenberufe

Die neueste Berufsstatistik in England und Wales stellt fest, dass sich unter den berufstätigen Frauen 20 Schmiede, 975 Kranführerinnen, 146 Kaninfege- rinnen, 153 Maurer, 72 Marbregehilfinnen, 50 Schienenlegerinnen, 607 Erdarbeiterinnen und 4177 Giesereiarbeiterinnen befinden.

Schwitzer konsumieren weniger Alkohol

Laut Bericht der Howeg, Einkaufsgenossenschaft für das schweizerische Hotel- und Wirtgewerbe, konsumieren die jungen Schweizer viel weniger Alkohol als frühere Generationen.

Die erste Professorin an der Universität Lausanne. Der Staatsrat des Kantons Waadt hat Fr. Dr. Erna Hamburger zur ausserordentlichen Professorin für Elektrometrie an der Ecole polytechnique der Universität Lausanne ernannt.

Margarete Susmann 85jährig

In diesen Tagen feiert die berühmte Dichter-Philosophin Margarete Susmann ihren 85. Geburtstag.

René Aubergjone gestorben

In Lausanne ist vergangenes Freitag der bekannte Kunstmaler René Aubergjone im Alter von 85 Jahren gestorben.

Abgeschlossen Dienstag, 15. Oktober 1957

Immer wieder: Die mütterliche Erwerbsarbeit

Frauenberufstätigkeit und insbesondere solche von Müttern ist ein Thema, das uns immer wieder interessiert und zu Diskussionen führt. Es hat so viele Aspekte wie das Leben selbst, solche der Emanzipation der Frau und ihrer Gleichberechtigung, solche soziologischer und sozialer Natur, aber auch erzieherische, wenn man das Recht des Kleinkindes auf Geborgenheit in der mütterlichen Liebe betrachtet.

Angesichts der Komplexität des Themas ist es nicht erstaunlich, dass man sich mit ihm in verschiedenen Kreisen befasst. So sprach anlässlich des Fortbildungskurses der Sektion Zürich des Schweiz. Verbandes dipl. Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege kürzlich Frau Dr. Ch. Spitz über die Ermüdung im Leben der berufstätigen Frau, und auch der diesjährige Herbstkurs der Mitarbeiter des Jugendamtes des Kantons Zürich war dem Fragenkomplex mütterlicher Erwerbsarbeit gewidmet.

Advertisement for Hotel Augustinerhof in Zurich, featuring contact information and services like a bar and restaurant.

Nationalrat E. Frei, Winterthur, ging das Thema als soziales Problem an. Er zeigte, dass in der Schweiz rund 200 000 Familien von mütterlicher Erwerbsarbeit berührt werden dürften. Es kann dabei nicht auf die statistischen Zahlen allein abgestellt werden, denn auch die Bäuerin und die Geschäft des Mannes mitarbeitende Ehefrau sind dazu zu rechnen.

Aus einer grossen praktischen Erfahrung als Betriebsführerin erläuterte Fräulein H. Fredenhagen die Beweggründe zur Berufstätigkeit von Frauen. Sie warnte dabei vor Verallgemeinerungen und stellte fest, dass ebensoviele zerrüttete Familienverhältnisse die Ursache für Berufstätigkeit sein können wie umgekehrt, dass es aber auch erfreulich viele Fälle von durchaus guten Familienverhältnissen bei Erwerbstätigkeit der Mutter gibt.

Sie zeigte vor allem, dass mütterliche Erwerbsarbeit neben den Schattenseiten auch positive haben kann. Viele Mütter leisten Grosses zugunsten kranker, invalider oder betagter Angehöriger, einer guten Berufsausbildung der Kinder und zur allgemeinen Hebung des Lebensstandards.

Das gute Gespräch

Wir unterscheiden wohlweislich gleich ein Gespräch von einer Unterhaltung, einer Debatte, einer Aussprache. Eine Unterhaltung ist im Grunde unverpflichtend, eine Debatte hat einen bestimmten Fall oder einen Themenkreis zum Gegenstand, eine Aussprache ist zumeist auch eine «Bereinigung», ein Klarwerden einer eingetragenen Unklarheit oder gar Pflichtverletzung.

Ein solches Gespräch kann sich ganz frei entwickeln, oder es steht unter der Führung eines besonders intelligenten Menschen. Dieser «führt» ein Gespräch, bewegt es jenen Höhen zu, auf denen es «edel» wird.

Ein Gespräch führen ist eine Kunst, eine hohe. Es ist kein Monolog und beläuft kein Aufkotieren seiner eigenen Meinung, es ist Lockerung und Lockermachen der anwesenden Geister. Sie beleben es,

sie stellen Frage und Gegenfrage, und langsam kommt das Gespräch in jenen schönen Gang, den wir als Allegro-Partitur gleich. Erkenntnisse bilden sich, ja, es ist schon vorgekommen, dass einer im Gespräch plötzlich ganz gewisse Zusammenhänge begriffen hat, die ihm in der einsamen Kammer nie «eingehen» wollten.

Nichts Schlimmeres als Leute, die immer nur «hohe» oder gar «weissheitvolle» Gespräche führen wollen. Weisheit muss sich ganz von selbst einfinden, und auch nur gelegentlich; das Gespräch selbst darf die Gründe echter Realität nie zu lange verweisen, sonst kommen die andern zum Schweigen, und schliesslich sind es nur zwei, die sich ausgiebig über ein Fachthema unterhalten, das die andern kaum durchdracht haben.

Hier wacht der Gesprächs-Führer; er versteht zu bremsen und wieder neu anzusetzen, er setzt die Frage unter Umständen wieder da an, wo sie notwendig entstehen muss, er denkt an alle und er denkt an ... an das Gespräch, das ein Kunst-Akt aller ist.

Ein solches Gespräch nähert sich stark der philosophischen Kommunikation (im Sinne des Basler Philosophen Jaspers), denn Gespräch ist wie gesagt keine Debatte, immer ist auch das Herz neben dem Geist engagiert, und es ist unmöglich, in einem Gespräch die feineren Seiten eines Menschen überhören zu wollen.

Dass Gespräch wieder möglich werden, ist vielleicht ein kleines Zeichen eines glückhaften Neubeginns in einer Zeit, in der uns der Bildschirm oder

das Radio alles «vorspricht». Wehren wir uns gegen dieses alles, «Vorwärts» und «Vorsprecher» stellen wir die Gespenstermaschinen ab — und eröffnen wir gleich ein Gespräch darüber, warum wir sie abstellen, ...

Rauch

Es beginnt damit, dass bei der morgendlichen sakralen Handlung des Feueranzündens die Flamme aus dem gelockerten Zeitungsballen im Bauch des Ofens einmal aufspringt und blau gezackt die trockenen hölzerne umtanzt, mit ganz wenigen hellen gelben und rötlichen Lichtern ein Augenblick lang hässlich heult, dann zusammensinkt und allenfalls noch ein paar Reisspitzen trägt anflüht.

Der Ofen streikt, er hat gar keine Lust heute zu wärmen, er möchte in Ruhe gelassen werden. Es ist der Tauwind, der die ganze Nacht geseufzt hat und mit lährender Schwere auf den Kamin drückt. Es raunt, rinnt, klickert vorm Hause, Schneefäden rutschen vom Dach und fallen polternd nieder. Alles ist in Aufregung, klares Wasser sickert die Stämme hinunter, ein verspäteter Hahn schreit gar grässlich, ein pudelnauses, unterarmgrosses Wesen schleicht durchs Gras, sicher ein Tier, das in einem behaglichen Loch vor den eindringenden Wassern aus dem Winterschlaf geschweht wurde und nun taumelnd, erschöpft und unerkannt mit nassem Pelz einen neuen Unterschlupf sucht.

Er bringt einen richtigen Ersterschwallm mit knisternden Spänen und dem Rest eines zünderdürren Pantoffels zustande und zwingt das göttliche Element der Perser ins harzgetropfte Holz zu beissen.

Und es scheint zu gehen ... Schein und Rauch mischt sich in blauen wabernden Dichte, in der die Funken wie Sterne bei der Erschaffung der Welt entzünden; im langen Rohr an der Wand summt, tickt es, bis nach einer Weile irgendein Jemand aus einer Ecke des Hauses ins Zimmer gestürzt kommt und meldet:

«Es raucht ...!»

Ja, bläuliche Wehrauchschwaden drehen, dösen, ziehen sich unter der hohen Decke der Küche, spielen mit langen Zungen ums Geländer der Wendeltreppe, die nach oben führt in die Stille der Estriche; sogar in der kühlen, steinernen Speisekammer hängt ein Rauch, der ferne knäbliche Erinnerungen weckt ... als man mit strähnigem Haar um herbstliches Feuer sass und Kartoffeln brät.

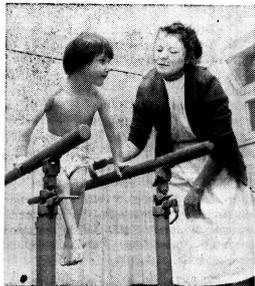
Aber das ist nur die Ouvertüre einer Oper (oder eines Dramas unter Umständen), der man einige, die Romantik fördernde Thematika entdecken mag, was folgt, ist oft keineswegs eine würdige Entsprechung.

Die Wirtin ruft: «Meine Vorhänge!» und der Mieter versteht das: muss es doch eine wahre Wollust, ein echtes sinnliches Vergnügen für den Rauch sein, in diese weissen, unschuldig-molligen, schleierartigen Gewebe einzudringen und so etwas wie Hochzeit mit ihnen zu feiern.

Frauen in ihren Berufen

Eine Physiotherapeutin

Wir hatten auf der Polioexposition des Genfer Kantonsospitals oft von der Physiotherapeutin auf diesem Gebiet, Heidi v. Weissenfluh, gesprochen. Sie war auch hier ein Begriff, der einer Helferin besonderer Art. Nun hatte ich diesen Sommer Gelegenheit, sie bei der Arbeit zu sehen, ja sie gestattete mir so-



Neben der Bewegungstherapie im Wasser kommt in der Kinderlähmungs-Nachbehandlung der Trockengymnastik unter Aufsicht der Polio-Heiltherapeutin besondere Bedeutung zu.

gar, als «Kollegin» daran aktiv teilzunehmen, indem ich mit ihr in Leukerbad ins Thermalwasser stieg und die Übungen verfolgen konnte. Wie ist sie zu ihrem Beruf gekommen? Sie hat sich als Heilgymnastin in Zürich ausbilden lassen, begleitete ihren Chef nach Leukerbad; dieser — Professor Matthias — begann dort mit der Behandlung von Kinderlähmungen, kurz «Polio» genannt. In der Folge hat Heidi v. Weissenfluh mit grosser Zähigkeit und Ausdauer das begonnene Werk weitergeführt, ausgebaut, und ist nun zu einer Autorität auf dem Gebiet der Heilgymnastik für Poliogelähmte geworden. Sie selbst ist von einer grossen Bescheidenheit und will nicht von sich reden, sondern nur von ihren Patienten, von der Krankheit als solcher und den Möglichkeiten, die schweren Folgen derselben zu beheben.

Ich habe sie nun ein zweites Mal aufgesucht, um für die Leserinnen des «Schweizer Frauenblattes» etwas Näheres über den Beruf der Physiotherapeutin zu erfahren. — In der Schweiz haben wir deren viel zu wenig. In Leukerbad sind zum Beispiel zwei Deutsche tätig, in der Kinderklinik haben wir eine Französin.

Wo werden nun Physiotherapeutinnen — schon die Bezeichnung verspricht etwas! — ausgebildet? In Basel ist dies im «Bethesda» und im Bürgerspital, (allerdings leider nicht mit einer Dauer von drei Jahren), in Zürich im Physikalischen Institut und in Genf im Kantonsplatz möglich.

Am 1. Oktober beginnt jeweils in Genf der dreijährige Kurs. Man verlangt ein Mindestalter von 19 Jahren und nimmt nur Anwärterinnen, die das 32. Altersjahr nicht überschritten haben. Die Fächer, die erteilt werden, sind die folgenden: Massage, Heilgymnastik (Reedukation), Elektrotherapie und

Hydrotherapie. Sekundarschulbildung wird verlangt. Das Lehrgeld beträgt 200 Franken pro Semester. Im dritten Jahr wird, wenn die Schülerin oder der Schüler befriedigt, ein kleines Honorar von 100 Franken monatlich bezahlt.

Aber gehen wir nun zurück nach Leukerbad, zurück zur Arbeit der Physiotherapeutin! — Heidi von Weissenfluh hat sich ihre Erfahrungen in jahrelanger Arbeit bei Poliokranksen gesammelt. Sie ist überzeugt, dass zur Ausübung dieses Berufes eine grundlegende Basis wichtig, das heisst das die dreijährige Lehrzeit absolut notwendig ist. In ihrem Team befindet sich eine Masseuse, die einsehen lernt, dass ihre Ausbildung nicht genügt und dass ihr jene der Heilgymnastin fehlt. Diese Lücke will sie nun ausfüllen. Heilgymnastik ist ein wichtiger Zweig der Physiotherapie.

Wie steht es nun mit den Verdienstmöglichkeiten einer ausgebildeten Physiotherapeutin? — Wenn diese in einem Institut oder in einer Klinik arbeitet, wird sie gleich zu Beginn ihres Wirkens durchschnittlich 750 Franken verdienen, wobei es aber auch Institute gibt, die bis zu 1200 Franken bezahlen, weil es sich um einen Mangelberuf handelt und gut ausgebildete Kräfte so sehr gefragt sind. Wenn sich eine Physiotherapeutin selbständig macht und einen Kreis von Klienten zu betreuen hat, ist sie eine «Selbsterwerbende», der alle Möglichkeiten offenstehen.

Ist es nicht die Krönung des Berufes, wenn man, wie Fräulein von Weissenfluh, sein Kinderheim besitzt, jährlich 300 Patienten helfen und dazu noch als Pädagogin jungen Mädchen die Freude am Beruf vermitteln kann? All dies ist einer gutausgebil-



Das regelmässige, genau dosierte Muskeltraining zur Behebung von Kinderlähmungsschäden muss zunächst unter ständiger Anleitung besonders ausgebildeter Polio-Therapeutinnen erfolgen. Die eigene Beobachtung der Körperhaltung im Spiegel bildet ein wertvolles Hilfsmittel. Aufnahmen H. Bickel, Zürich, aus dem Kinderheim «Giuvaulta», Rothenbrunnen (GR).

deten Physiotherapeutin möglich. So wie die jungen Helferinnen in Leukerbad «Polioassistentinnen» sind, werden andere wieder für die Vorbereitung «Geburt ohne Schmerzen» für die sogenannte Schwangerschaft- und Wochenbettgymnastik ausgebildet. Wer wüsste nicht von der Nachbehandlung von Verunfallten, von Hemiplegien oder anderen Lähmungen. In jeder Sparte der Medizin werden sie gebraucht: in der innern Medizin für Kreislaufstörungen, Arthritiden, in der Chirurgie, wie oben erwähnt nach Unfällen und Operationen, in der Neurologie, in der Gynäkologie und der Pädiatrie oder Kinderheilkunde und vor allem in der Orthopädie.

Denken wir an die rachitischen Kinder, die von der Lüttelchen Krankheit befallen oder die vielen, deren Haltungsschwäche ohne das rechtzeitige Eingreifen der Heilgymnastin zu Rückenverkrümmungen führen müsste. Schon seit mehr als 25 Jahren bestehen in Deutschland zahlreiche Schulen, so in Hamburg, München, Heidelberg, Freiburg i. B., Köln, um nur einige zu nennen. In Frankreich, Belgien und Holland, in England und Amerika wenden sich die jungen Mädchen diesem Beruf zu. Warum

sind es wohl ihrer in der Schweiz so wenige, die ihn ergreifen? Wird im Augenblick der Berufswahl dieser schöne und reiche Beruf, wie jener der Krankenschwester, übergangen? — Wie beglückt doch die tiefe Befriedigung, die dieser Beruf in seiner Ausübung mit sich bringt! Wer von uns würde das Aufleuchten eines Kinderblicks, den kräftigen Händchen der Eltern vergessen?

Eine Fabrikantin für Krankenfahrzeuge und orthopädische Geräte aus Kiel, die ich am Internationalen Kongress für Poliomyelitis kennengelernt habe, hat mir kürzlich geschrieben: «Einer der stärksten Eindrücke meines Aufenthaltes in Genf war der einfache, bäuerliche Mann (der Vater eines 9jährigen Knaben, der letztes Jahr an Polio gestorben ist), der schweigsam im Kreise der Polio-kinder sass und zuschaute, wie sie das Obst assen,

das er ihnen mitgebracht hatte. Ich glaube, ich werde das Bild des blühenden Baumes und darunter auf dem Rasen die gelächelten und doch so frohen Kinder nie vergessen. Es ist eine schöne Aufgabe, die sie sich gesetzt haben, vielleicht schöner noch als eine Fabrik zu leiten, was so viel männliches und vernunftmässiges Denken erfordert...!» —

Dass es noch kein eigenössisches Diplom für Physiotherapeutinnen gibt, sondern nur kantonale, ist ein Manko, ebenso wird mit der Zeit ein Normalarbeitsvertrag, wie in andern Berufen, den Beruf der Physiotherapeutin stützen und schützen müssen, doch vorläufig werden noch Anwärterinnen gesucht: Junge Mädchen, die in ihrem Beruf den Kontakt mit den Menschen suchen, die in diesem Kontakt mit den Hilfsbedürftigen, den Kranken, den Schwachen, eine Aufgabe sehen und sich dieser widmen wollen. M. v. St.

Ein Leben für die Kunst

Zum Hinschied von Dora Hauth-Trachler

Die in ihrem 83. Altersjahr nach kurzem, schwerem Leiden in Zürich verstorbene Malerin und Schriftstellerin war Mitarbeiterin unseres Blattes. Aus ihrer Feder stammten tiefempfundene Gedichte und heitere Feuilletons. Mit Frau E. Studer-von Goumoëns war sie freundschaftlich verbunden. Sie hat auch ihr Porträt gemalt. Immer haben wir Reproduktionen der Porträts, wie der Landschafts- und Tierbilder, im «Schweizer Frauenkalender» angefroren. Zum Jahreswechsel schickte uns Dora Hauth mit ihren Grüssen und Wünschen immer eine Gabe ihrer Kunst, eine Zeichnung oder eine Lithographie.

Die am 1. August 1874 in Zürich geborene Künstlerin hat in ihren «Erinnerungen an Kindheit und Beruf», die 1956 in «Die junge Schweizerin», Juni 1956, erschienen, von ihren allerersten, sehr frühen Begegnungen mit der Kunst und Künstlern anschaulich erzählt. Eine bedeutende Rolle spielte dabei Dr. Gottfried Kinkel, der Sohn des bekannten Dichters und Achtundvierziger-Revolutionärs Prof. Kinkel, der während vieler Jahre Kustos an der graphischen Sammlung der ETH Zürich war.

Dora Hauth verbrachte von 1907—1914 ihre arbeitsreichen Studienjahre in München. Aus jener Zeit erzählt sie in ihren Erinnerungen:

Mit 40 Mark monatlich musste ich dort auskommen, für Essen, Kleider und Malmaterial. Wie ich all die Jahre durchhalten konnte, ist mir heute unbegreiflich. An einem Tag Häring mit Kartoffeln, oder zwei Eier, wenn sie billig waren und dergleichen. Viele Nudeln und viel Tee und wieder Makkaroni, vielleicht einmal wöchentlich ein Mittagessen für 80 Pfennige mit Schweizer Kollegen, und trotz diesen schmalen Mitteln bin ich natürlich in Anbetracht der Nudeln nie schlank geworden. Von den 40 Mark konnte ich keine Farben und Leinwand kaufen, obwohl mich mein Lehrer immer aufforderte, doch in Farben zu arbeiten, und so war ich gezwungen, jahrelang zu zeichnen, mit Kohle oder mit Pinsel in zwei Farben (schwarz- Weiss) auf selbstgeleimtes Papier zu malen. Unzählige lebensgrosse Akte und Köpfe auf Papier gemacht, sind natürlich längst zerrissen.

Aber auch heute bin ich dankbar, dass Entbehrung nicht verhindert, allzuträuflich mit Farben herumzuwühlen, obwohl ich vielleicht schneller in das Wesen der Färberecheinung eingedrungen wäre. Wenn wir Malerinnen den Haushalt, unsere Umgebung, rein halten möchten und keine Einnahmen haben, dann müssen wir alles und alles selber tun, spät abends nach der Berufsarbeit. Wir müssen und wollen am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, Besuche machen und Besuche empfangen, als Frau einen netten Teetisch arrangieren, froh und lebendig sein und niemandem mit trübem Gesicht beistehen, und um nicht beruflich auf die isolierte Insel der Vergessenheit abgetrieben zu werden, müssen wir immer (übrigens auch die Kollegen natürlich) mit neuen Arbeiten die Ausstellungen besichtigen und oft unser letztes Geld für Rahmen, Transporte, Kisten usw. ausgeben. Aber auch da: nur nicht verbittert werden, denn verbittert ist ein Vertrocknen und der beginnende Tod. Auch machte einmal oft die stereotypen Frage in solchen Zeiten nervös: «Wie geht's? Haben Sie viel Arbeit? Eigentlich ist es ja fein, wenn Sie viel Arbeit haben...» Alles dies sprudeln die Fragerinnen (seltener sind es Frager) in einem Atemzug hervor. Gewöhnlich antworte ich: «Wenn Sie zum Beispiel immer auf Risiko arbeiten und keine Nachfrage käme — aber die Rechnungstermine, die Bezahlung fordern, rücken immer näher und Sie arbeiten in die Nächte hinein, finden Sie diese viele Arbeit so fein?». Dann kommt die ver-

legene Antwort: «Ja so — aha — ja aber, das ist doch gewiss etwas anderes, und dann — die Künstler sind doch so ideal — ein Künstler hat doch...» und ich ergänze dann: «Hat doch dieselben Verpflichtungen wie jedermann.» «Ja, ja, das schon, jetzt mach ich aber leider gehen, ich habe ein Rendez-vous.» Und fort ist die Fragerin.

Im Jahre 1907 wohnte ich in München in einem ganz armen Hause. Es war das wirklich das ärmste der Häuser mit 20 Familien und 40 Kindern, die ihr Leben tagsüber auf den Stiegen lebten und auch im Winter fast alle barfuss. Das war bis 1911. Ich hätte um denselben Mietpreis in gutem Quartier wohnen können, aber ich lernte meine Vermieterin kennen und sehr schätzen, und beschloss, bei ihr zu bleiben. Ich wurde oft gefragt: «Wie konnten Sie sich nur in das schmutzige Armeleutquartier an der Peripherie der Stadt verirren?». «Um des Lebens nicht nur aus Büchern und teilnahmefulleren Gesprächen kennenzulernen», antwortete ich. Volle drei Jahre blieb ich in diesem Haus, kannte die Gewohnheiten und Lebensbedingungen der Ärmsten aus nächster Nähe durch eigenes Mitleben. Eben diese Erfahrungen möchte ich in meinem Leben, für meinen Beruf, auch als Porträtistin nie missen, denn sie gaben mir den innersten menschlichen Zusammenhang und Klang. Ich hatte dort die fragliche und zugleich freudige Genugtuung, dass ich in diesem Armequartier zu jeder Nachtzeit, wenn ich spät von Kolleginnenbesuchen ohne Begleitung heim musste, den sichersten Schutz der nächtlichen Strassenburschen und Frauen hatte — und dies erfuhr ich — erst nach zwei Jahren. Und zwar so: ich sagte meiner Hausfrau, dass ich fortziehen müsste, da ich erstens nie gut jemanden aus meinen Krisen in dies Haus einladen könne, und zweitens, weil es doch immer nachts sehr gefährlich sei, wenn ich spät heimkehre, wegen all den Individuen, die sich mit schleimigen Mützen unter den Laternen und in den Hausecken herumdrücken. Meine Hausfrau stellte sich breit, fast majestätisch mit eingestemmen Armen hin und sagte: «Ah-na, gna' Frau, in unserm Quartier kön-

(Fortsetzung auf Seite 4)

Ist nicht die Freude, die noch den Glanz erlebten Schmerzes lassen lässt, freudiger als jede andere Freude? Ist nicht das von vorübergegangenen Unglück noch durchdrungenes Glück reiner und schöner, reicher und höher als das nie mit Missgeschick geplagte und heimgesuchte? Sollte weinender Zustand wirklich nicht schöner sein als kalte gemessene Gelassenheit? Ist ein Sturm nicht doch viel schöner als kühle, reflektierend erwägende Überlegenheit? Ist Niederlage besser als bleiches Triumphplättchen? Ist Erschütterung nicht wohlthuender als Gefasstheit und Gleichmütigkeit, obwohl sie erstrebenswert sind? Ist nicht viel besser, das ich verzage, worüber ich seufze, als dass ich siege, worüber ich mich aufreue, wüste Art freue? Ist der Schimmer auf einem Gegenstand nicht tausendmal schöner als letzterer selber? Ist nicht schliesslich der zürnende, strahlende, donnernde Himmel unendlich schöner als die mutwillige Erde, die ohne ihren Himmel, der sie in Lüften gnädig aufrecht hält, in Wertlosigkeit zusammenschumpfen, in ein Nichts versinken und in ein wesenloses Graus herabstürzen müsste? Ist die Seele, die den Körper zum Körper macht, nicht schöner als dieser? Ist das Geistige das dich in fröhliche Bewegung setzt, nicht schöner als du selbst? Sind denn die wenigen guten Absichten, die mich beleben und beseligern, nicht viel schöner als ich selber?

Aus «Vom Glück des Unglücklichen und der Armut» von Robert Walser. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel.

Musikerinnen mit Orchestererfahrung

Zur Bildung eines Kammerorchesters (Leitung Hedy Saquin) werden



Saffa 1958

gesucht (alle Instrumente). Dauer des Engagements 10. bis 29. August 1958. Interessentinnen (Schweizerinnen oder Ausländerinnen seit mehreren Jahren in der Schweiz tätig) wenden sich schriftlich bis 30. November 1957 an die Geschäftsstelle Saffa, Bahnhofplatz 14, Zürich

Kobold in der schwarzen Finsternis des steigenden Schachts und lässt sich in diebischem Geniessen seinen Allerwertesten anruchern?

Es ist wie eine lautlose Erstickung des Hauses. Der Rauch scheint aus der Decke zu dringen, aus dem von Fliesen belegten Boden hervorzuquillen, sogar im Keller macht sich ein mirb bitterer Geschmack bemerkbar. An einer gewissen Stelle der hohen Küche aber, just da, wo das Rohr in die Wand, mit ihren verborgenen Weiterungen und Hohlräumen, eintritt, möchte man Schinken und kleine rosige Fleischstücke aufgehängt sehen.

Die «Landschaft» der häuslichen Fluren, Plätze und Räume ändert sich, tragische, düstere, ja unheimliche Aspekte eröffnen sich dem Auge, und das Alter des Hauses, sonst klag gebannt durch helle Vorhänge und helle Bilder, legt sich schwer auf die Seele.

Meine Wirtin aber hat angesichts der ziehenden Schwaden gar keine lyrischen Empfindungen, sie denkt an die weissen Decken, an die unschuldigen, vergewaltigten Gardinen, und sie beginnt, mit jenem Grad von Empörung, der dem Manne klüglich zu schweigen gebietet, die Fenster, diese Luken des Ausgichts, diese Ausfalltüre zur himmlischen Gerechtigkeit, aufzureissen. E. H. St.

Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt.

Der grösste Feind des Rechtes ist das Vorrecht.

Aus den Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach, Alfred-Scherz-Verlag, Bern.

Finlandia

Von Helene Stucki

I

Kloten — Helsinki

Und wenn vielleicht in hundert Jahren Ein Luftschiff hoch mit Grieschenwein Durchs Morgenrot knall herfahren wird, Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Im Jahr 1843 hat Justus Kerner in seinem Lied «Unter dem Himmel» in etwas grämlicher Weise die Zeit beklagt, da «werden könnt zur Wahrheit das Fliegen, der unsegl' Traum». — Die Zeit, da «wie vom Erdball, so vom Himmel Die Poesie still trauernd geht».

Gottfried Keller hat ihm, zukunftsgläubig und überzeugt von der Schönheit des Fliegens und der Unsterblichkeit der Poesie, mit den oben zitierten Versen geantwortet.

Wem heute das Geschenk eines längeren Höhenfluges wird: Er bekant sich freudig zu Meister Gottfried, leise bedauernd, dass sein Jahrhundert ihm die Erfüllung des Wunsches nicht brachte, dass es ihm nicht vergönnt war, weder als Fährmann noch als Passagier die Herrlichkeit des über den Wolken Dahinsieglens zu erleben und ihr Ausdruck zu geben.

Das kürzlich ins Deutsche übertragene Buch der ungemein sympathischen Rekordfliegerin Jacqueline Cochran «Mein Weg zu den Sternen» hätte des Dichters Herz höher schlagen lassen, und

freudig hätte er der unerschrockenen und dabei so gütig-bescheidenen Pilotin die Hand gedrückt.

«Ergebundene Seelen», heisst es auf Seite 68, kennen nur die untere Seite der Atmosphäre, die Troposphäre, die uns am nächsten ist, in der wir frei atmen. Sie ist die Bringerin schlechten und guten Wetters; sie spiegelt die Sonnenstrahlen, macht die Dinge bei Tage hell und gewährt uns den Anblick erhabener lieblicher Sonnenauf- und -untergänge. Doch wenn man höher und höher steigt, hinauf in die Strato- und die Ionosphäre, wird der Himmel dunkler und dunkler, und die Gestirne sind auch bei Tag sichtbar. Ich sah die Sterne bei Tag.»

Unsere Flugzeuge war nun nicht mit Grieschenwein befrachtet, wie dasjenige von Keller, sondern mit dem Flugzeug der 40köpfige Gesellschaft der Schweizer Freunde Finnlands und der Freunde schweiz. Volksbildungshelme der finnischen Hauptstadt entgegen, nachdem es eine ebenso grosse Zahl finnischer Schweizer Freunde nach Zürich befördert hatte. (Dieser Austausch erwies sich nicht nur in materieller, sondern auch in menschlicher Beziehung als sehr erfreulich. Die kurze Begegnung in Kloten nach unserer Rückfahrt zeigte, dass die Finnen ebenso begeistert von unserem Lande waren, wie wir von dem ihren.) Wir kletterten auch nicht in die Strato- und Ionosphäre, sondern begnügten uns mit Finsteraarhornhöhe, so dass wir zwar nicht die Sterne, wohl aber den glanzvollsten und längsten Sonnenuntergang beobachten konnten. Es war ein seltsam-magisches Spiel. Immer wieder glaubte man das Gestirn untergetaucht, immer wieder erschien es hinter Wolken hervorblühend, sich siegreich daraus erhebend, immer wieder. Und in den ruhenden Wolkengebilden grüsten sämtliche «Hauts lieux de l'esprit», — die Du-Nummer vom September 1956 erzählt von ihnen — vom

Turm zu Babel und der Akropolis, zur Gralsburg und dem Mont St-Michel. Man fragt sich, ob die Menschen ihre heiligen Bauwerke den Wolken nachgebildet oder ob die Wolken die Herrlichkeit der Menschenwerke spiegelten. Während in der Nähe die Formen beständig wechselten, von wolligen Schafferden zum Leviathan, der alles zu verschlingen drohte, von Plastiken Michelangelos und Rodins zu den kämpfenden Eidgenossen, den Schlachten der Weltgeschichte, blieben am fernen Horizont die aldunmsäumten Dome und Burgen lange Zeit unbewegt, Symbole der Ewigkeit. In der Nähe dehnten sich Fjorde, auf dem Märjälpeen hockten mächtige Eisblöcke, der Illraban sperrte seinen Rachen auf. Und wieder tanzten Engel, spielten Kinder, graue Weiber traten auf, Mangel, Schuld, Sorge und Not, wie am Schluss von Goethes Faustdichtung. Und plötzlich thronte man nicht mehr selbstischer über den Wolken, man war mitten drin im brodelnden Getriebe, nichts war mehr zu sehen als der Propeller, das Rad der Zeit, das unaufhörlich sich drehte. Dann wieder Risse, Bruchstellen, Schleiermacher «durchgehauenen Ausichten» vergleichbar, Übergänge ins Unendliche. Und kurz danach füllte man sich von Urstoff umgeben, alle Formen hatten sich aufgelöst, es war, als ob das Chaos auf die schöpferische Gotteshand wartete. Und alles schien, als ob alle im Laufe der Jahre aufgesungenen Bildungsergebnisse sich in Urerlebnisse verwandelten, als ob greifbar in packenden Bildern uns berührte und bewegte, was vorher nur Sache des Verstandes war.

Aus seinen Wolkenträumen wurde man etwa geweckt durch die sympathische Stimme der Stewardess, meldend, dass man einen Block von nördlichen Kopenhagen, später auf Stockholm aus 5000 Meter tun könne, dass die Uhr eine Stunde vorzu-

(Fortsetzung von Seite 3)

nens sicherer gehen als in der vornehmen Ludwigstrassen. Erstaunt fragte ich: «Ja wieso?» Die...
san's alle die Freund von mein Sohn und durch ihn...
wissen's, wie Sie mit uns leben und wann Sie auch...
heimkommen durch unser Quartier, da haben den...
Schutz von diese Leit von die Strassen. Olle würden...
sich auf den herabstritzen, der Eana anprempeln oder...
was zleid tun tät.» Hat man sowas gehört? Von den...
sogenannten «Verworfenen» war ich beschützt, ohne...
es gewusst zu haben. In mir kämpfte Scham über...
mein Misstrauen, Führlin, Lachen und Weinen und...
ich blieb noch ein Jahr.

Jeden Tag musste ich durch die grosse Kinder-
schar auf der Stiege, wenn ich heimkam aus dem
Atelier, und am Ersten des Monats konnte ich
manchmal jedem einigen Bonbons verteilen.

Sie schrien jeweils im Chor und in allen Ton-
arten: «Griess Eane God, Frau Gräfin.» Es war so
komisch und peinlich für mich, dass diese Mensch-
lein, die ich so liebte, mich so weit über sich empfan-
den, und ich versuchte oft, ihnen zu erklären,
ich sei keine Gräfin und hätte einen Namen, so wie
sie und sollten mich «Frau Hütte» oder, wie es eben

Sitte war, «Gnäd' Frau» nennen. Dann nickten sie ver-
legen mit den Köpfchen, warteten ein wenig und
schrien wieder im Chor: «Dank schen, Frau Gräfin,
für die Zackerlin», und «Adie, Frau Gräfin». Es war
nichts zu ändern, ich blieb eben die «Gräfin». Nach
drei Jahren zog ich in ein anderes und gutes Quar-
tier, weil ich wirklich wieder in anderer Umgebung
leben wollte.

Ich bin dankbar für alles, was ich erhielt, auch für
alles, was nicht in Erfüllung ging, denn es war
gut so.

Die hochbegabte Künstlerin hat u. a. Maria Wa-
ser, Carl Spitteler, Prof. Einstein, Ernst Zahn und
General Wille porträtiert. Viele Kinderbildnisse hat
sie geschaffen. 1911 wurde sie beauftragt, das Plak-
at für das eidgenössische Schwingfest zu gestalten,
und 1920 trug das Plakat für die Sache des Frauen-
stimmrechts ihre Signatur. Bekannt ist ihr Mappen-
werk «An der Grenze» mit Federzeichnungen. Die
Künstlerin, die ein tapferes, reiches und erfülltes
Leben lebte, hat während längerer Zeit in ihrem
Atelier auch Malschüler und -Schülerinnen unter-
richtet und so um ihrem grossen und beschwingten
Können auch an andere weitergegeben.

Die erste Frau, welche die Schallmauer durchbrach

«Mein Weg zu den Sternen» heisst ein
Buch, in dem die berühmte Fliegerin Jacqueline
Cochran ihre abenteuerliche Lebensgeschichte
erzählt (Albert-Müller-Verlag, Rüschlikon-Zürich).
Das Buch ist keine Autobiographie in üblichem
Sinne, es verliert sich nicht in Eigenlob und eitle
Selbstbespiegelung, sondern es versucht in frischem
und unbekümmertem Ton ein Leben der Arbeit, der
Tatkraft, des Sieges über Hindernisse und Schwie-
rigkeiten zu schildern, fast in einer Distanz, als
handle es sich nicht um eigene Leistungen und Er-
folge. Oberst Charles Yeager, Chef-Pilot der
US Air Force, der einst als der schnellste Mann
der Welt galt, denn er erreichte am 12. Dezember
1953 mit dem raketentriebenen Forschungsflug-
zeug eine Höhe von 23200 Metern und eine Geschwin-
digkeit von 2650 Kilometern, gab dem Buch ein in-
teressantes Vorwort. Er erzählt von «Jackie», dass
sie im Jahre 1938 den General-Mitchehl-Preis er-
hielt, der jeweils als höchste Auszeichnung denjen-
igen amerikanischen Piloten verliehen wird, der im
Laufe des vergangenen Jahres am meisten zur Ent-
wicklung des Flugwesens beigetragen hat. Im Jahre
1953 wurde die Pilotin mit der goldenen Medaille
der Fédération aéronautique internationale für die
hervorragendste Flugleistung des Jahres belohnt.
Oberst Yeager war der erste Mann und Jacqueline
Cochran die erste Frau, welche die Schallmauer
durchbrachen. Beide gehören zu den Pionieren des
Flugwesens. Yeager nennt seine Kollegen furchtlos
und fröhlich, sie erreichte, wie er schreibt, und
übertraf sogar, «ohne für Amerika zu kämpfen»,
nähmte alle internationalen, von Männern
aufgestellten Rekorde für Flugzeuge mit Propeller-
antrieb, und seit dem Frühling 1955 stellte sie auch
noch mit Düsenflugzeugen Rekorde auf.

Und doch ist diese Pilotin, die nach Yeagers Mei-
nung ebensoviel Mut wie Geschicklichkeit aufwie-
sen, eine hundertprozentige Frau, die bei jeder Landung
von ihnen Höchstgeschwindigkeitsflügen für die Bom-
berstaffel immer «ein holdes Lächeln» hatte,
und nie war in ihrer Umgebung ein Mann, der
Fluglehrer und Freund Oberst Yeager nennt Jac-
queline die beste Pilotin, einen trefflichen Kamera-
den und «ein prachtvolles Menschenkind, das alle
Schwierigkeiten im Leben tatkräftig überwunden
hat.»

Aber noch ein anderer Mann schrieb einige Zeilen
über die Verfasserin dieses auf jeder Seite eigen-
artigen und sensationellen Werkes. Es ist der Ehe-
gatte der Pilotin, der von seiner Frau sagt, sie sei
bei weitem der interessanteste Mensch, der ihm je-
mals begegnet sei. Er nennt sie den Marco Polo des
20. Jahrhunderts, denn sie sei auf ihren Reisen in
fremden Ländern und Erdteilen stets auf der Suche
nach dem Ausserordentlichen. Ein Blick auf einen
ihr noch unbekanntem Fleck im Weltatlas sei für
sie meistens der Anfang zu einem neuen Aben-
teuer. Mit Recht sagt Floyd Odlum, Jacqueline's
Mann, dass der Weg, den das kleine barfüssige Mäd-
chen aus einem Elendsquartier des amerikanischen
Südens zurückgelegt hat, selbst für Amerika ein
Land der unbegrenzten Möglichkeiten, wo schon
so mancher aus Lumpen zum Luxus kam, wahrhaft
erstaunlich ist. Jacqueline Cochran ist ein lebendiges
Beweisstück für die Macht der menschlichen Will-
ensstärke und für alles, was Begabung, Ehrgeiz
und Fleiss erreichen können. Nicht nur, dass diese
kühne Fliegerin mit vier aufeinanderfolgenden Prä-
sidenten der Vereinigten Staaten zu Tische sass, das
sie häufig ein geehrter Gast von königlichen Höfen
war und in Privatleben beim Papst empfangen
wurde, macht sie zu einer beispielhaften Gestalt un-
serer Zeit, sondern, dass sie für vom Tod niemals

Angst hat und die grössten Schwierigkeiten für sie
nur dazu da sind, um überwunden zu werden.

Jacqueline Cochran hat ihre Lebensgeschichte für
die vielen jungen Menschen geschrieben, «die unter
der Vorstellung leiden, für frühere Generationen
habe es gute Möglichkeiten gegeben, und künftige
Generationen hätten vielleicht noch bessere Chan-
cen, nur die Heutigen seien über daran». Denn diese
Pilotin gibt mit ihrem Buch ein temperamentvolles
Gegenargument gegen die pessimistische Philosophie
der Verzweiflung, die heute so modern ist bei der
Jugend unserer Zeit. Bei ihren Flügen über alle
die Erdteile aus der Arktis bis zur Südpol, von
Fernen Osten nach Afrika und zu den Urwäldern
des Brasiliens, gab es keine Zeit für sentimentale
Gedanken und Stimmungen. Sie, die den Weg zu
den Sternen fand und im wörtlichsten Sinne zu den
Gipfeln des Daseins, kam aus den tiefsten Niederun-
gen des ärmlichsten Lebens und weiss heute noch
nicht, wer ihre Eltern waren. Wie Unkraut wuchs sie
in den sumpftigen Waldgebieten Floridas auf. Sie
erzählt von den dortigen Sägewerken, von ihren
Streifzügen durch die Wälder, die ein verwahrloster
Wildfang. Bis zu ihrem achten Lebensjahr besass
sie keine Schuhe, ihr Bett war ein Strohsack, der
auf dem Fussboden lag. Vom Hunger getrieben,
suchte sie sich wie ein wilder Hund ihre Nah-
rung und war schon glücklich, als sie in einer Baum-
wollweberei als Achtjährige in 12stündiger Nach-
tschicht Arbeit fand. Schon mit 10 Jahren wurde sie
dort Vorarbeiterin, später Ausläuferin, dann Haus-
frau, nähmte alle internationalen, von Männern
in einem Schönheitssalon. Als sie später sogar In-
haberin mehrerer Schönheitssalons wurde, rief ihr
Floyd Odlum, der dann ihr Gatte wurde, für den
Vertrieb ihrer kosmetischen Produkte in ganz Ame-
rika das Flugzeug zu benutzen. Auf diese Weise
lernte sie im Laufe von drei Ferienwochen das
Fliegen. Man weiss nicht, was man mehr an dieser
grossartigen Frau bewundern soll, ihr kaufmänni-
sches Talent, ihre Organisationsfähigkeit, ihren
Ehrgeiz und die unermüdete Energie, ihren un-
ermüdeten Tatkraft, ihren fantastischen Arbeits-
drang und nicht zuletzt ihre Menschenfreundlichkeit
und wahre Güte. Selbst Frömmigkeit und Empfin-
dungstiefe sind dieser bewundernswürdigen Frau
zu eigen.

Gerade für die Jugend ist dieses spannende und
zugleich lehrreiche Buch von grösster Wichtigkeit,
nicht zu sehr durch die Bereicherung der techni-
schen und geographischen Erkenntnisse, als durch
seinen charakterbildenden Wert. Denn wie eine Frau
wird heute, für die es ein Fortleben nach dem Tode
gibt, und für die daher der Tod keine Schrecken
birgt, das Leben in all seinen kompliziertesten For-
men meistert, ohne ihr Innenleben, ihre seelischen
Bedürfnisse zu vernachlässigen, das wiegt viele psy-
chologische und pädagogische Lehrbücher und Mo-
ralpredigten auf. Jacqueline Cochran ist der Mei-
nung, dass jede Generation auf rauhem Pfad Fuss
fassen und voran schreiten lernen muss. Vor jeder
Ergänzung müssen sich ihrer Meinung nach Hindernisse
auf die sie überwinden muss und kann. Sie misst
der sogenannten «finanziellen Sicherung» wenig
Wert bei, denn sie selbst hatte keinerlei finanziellen
Rückhalt und nicht die mindeste Sicherheit. Sie ruft
ihren Lesern zu: «Die Sicherheit für dein Vorwärts-
kommen liegt in dir, in deiner Zähigkeit, in der
Kraft deines Geistes und Glaubens und nicht in der
Rente, der Unterstützung, dem kleinen Zuzuschuss,
woraus du vielleicht Anspruch hast. Bemühe dich
so, als hättest du nichts!» Die meistehafte Ueber-
setzung des Buches stammt von Dr. Rudolf Frank.

Gertrud Isolani

rücken sei. Die beiden Stewardessen, gut deutsch
sprechende, charmante Finnländerinnen, lebenswür-
dig und doch stolz zurückhaltend, erweckten hohe
Erwartungen auf Finnlands Frauen, die wir aus
der Literatur der Lottes und Marthabewegung
kannten, von denen einige wahre Prachtexemplare
kennenzulernen zu unserem Reiseglück gehörte.

Als wir nachts zwei Uhr in Helsinki, der weissen
Stadt am Meer, anlandeten, erwartete uns ein
Schweizer Freund: Oberst Brunner, der dann während
der drei Tage in Helsinki unser
Führer war, und Fräulein Rita, die sprudelnde Kin-
dergärtnerin, die immer wieder auftauchte, wenn wir
ihren Dienste, ihrer Ratschläge bedurften. Sie
geleiteten uns hinauf nach Otaniem, dem mitten
im Walde von Studenten erbauten Polytechniker-
dorf, das uns für drei Tage oder besser Nacht beste
Unterkunft bot.

Zwei Tage in Helsinki

Helsinki, 1550 gegründet, seit 1810 Finnlands
Hauptstadt, die Königin der Ostsee, zählt heute
435 000 Einwohner. Trotzdem hat man weder bei
seiner Stadtrundfahrt, noch beim Bumeln durch
die weissen Avenuen und enge Gassen eigentlich den Ein-
druck einer Grossstadt. Das macht die Nähe des
Meeres, das Licht und Weite schenkt. Der Hafen
liegt recht eigentlich in der Stadtmitte. Die gros-
sen Ueberseedampfer, die weissen Stockholms, die
großen zahllosen Boote, die sie machen, das Her-
weg und erfüllen es mit Ferneuh. Schon am ersten
Morgen besuchten wir eine Art Freiluftmuseum,
eine Gruppe altfinnischer Gebäude mitten im Pöhl-
renwald, wir standen auf dem in Rosenpracht er-
leuchtenden Heldenfriedhof, an der Grabstätte des
Marschalls Mannerheim, des von allen verehrten
Genius des Landes, dessen Bildnis uns sowohl in

der einfachen Bauernstube wie in den anspruchsvol-
len Bildungsstätten von der Wand grüsste. Immer
wieder wird in Helsinki, wie in allen besuchten
Städten Finnlands, das Stadtbild aufgelockert nicht
nur durch blumenreiche Anlagen, sondern durch
Gruppen von Kiefern und, ganz besonders auffal-
lend, durch die rötlichen Rundbuckel von Granit-
stein, spärlich überwachsen mit Gebüsch und nie-
deren Pflanzen. Auch auf dem Marktplatz, über den
zu schandelnd ein besonderes Vergnügen war, spürte
man die salzige Meerluft und dazu die Farbenfreu-
digkeit des Nordens. Herrliche Erbauer waren
für ganz wenig Geld zu erstehen.

Und doch fehlt das Gepräge der Grossstadt nicht.
Der zwar schon ein halbes Jahrhundert alte Bahnhof
müht durchaus modernes an. Dann gruppieren sich
um den gewaltigen zentralen Platz herum, meist vom
Architekten Engel geschaffene Monumentalbauten
aus den Jahren 1818-1845:

Die grosse Kirche, die Universitätsbibliothek und,
zwar etwas davon entfernt, das klassizistische
Reichstagsgebäude. Ganz besonders interessant aber
ist das Helsinki der letzten Jahrzehnte: das Stadion;
der Hauptwettkampplatz der XV. olympischen
Spiele im Sommer 1952, von dessen Turm wir eine
herrliche Aussicht genossen; und Hochhäuser von
bedeutender Eigenart. Die Leistungen moderner Ar-
chitekten — unter den Studenten des Polytechni-
kums sind recht viele Schweizer — berühren un-
gemein sympathisch.

Wir besuchten — leider nur kurz — das National-
museum, etwas umständlicher das riesige Waren-
haus Stockmann, in welchem wiederum eine durch
Anmut zaubernde und durch Sachkenntnis und
Verantwortungsfreudigkeit imponierende blonde
Frau unsere Führerin war. In verschiedenen, zum

Grosse Politikerinnen

Margery Corbett Ashby

Aus einer politisch sehr interessierten liberalen
Familie stammend, wurde die kürzlich 75 Jahre
alt gewordene Mrs. Corbett Ashby schon als Kind
durch Vater und Mutter — denn auch die Mutter
nahm regen Anteil am politischen Geschehen
mit politischem Denken und Aufgaben des Staats-
bürgers vertraut. So mag es für die erst Sechzehn-
jährige nichts Aussergewöhnliches gewesen sein, an
Stelle ihres Vaters in einer Parteiversammlung der
Liberalen eine Rede über Agrar- und Erziehungs-
reform zu halten! Margery bezog früh die Universi-
tät in Cambridge, um klassische Sprachen zu stu-
dieren. Ihr hervorragendes Sprachentale erwies
sich später auch, als sie in der internationalen
Frauenbewegung führend tätig war, für die Kenntnis
moderner Sprachen als höchst wertvoll und
hilfreich.

Als junges Mädchen erlebte Margery den Beginn
der militanten Suffragettenbewegung, der sie zwar
groses Interesse und Bewunderung entgegen-
brachte, mit der sie sich aber doch nicht verbinden
wollte; vielmehr trat sie dem gemässigten Frauen-
stimmrechtsverband bei, der damals unter der kun-
digen Leitung von Millicent Fawcett stand und min-
destens so aktiv und einflussreich war wie die Ver-
einigung der Suffragetten. Sie arbeitete einige
Jahre als Sekretärin dieses Vereins und konnte
mit Recht stolz darauf sein, dass sich in dieser Zeit
die Zahl der Gruppen in allen Teilen des Landes
von 100 auf 300 vermehrte. Sie wurde durch Wähler
und Wählerinnen zur Guardian of the Poor,
also zur Armenfürsorgerin eines Londoner Dis-
trikts gewählt, hatte Grossbritannien doch schon
in ihrem Geburtsjahr, 1882, das Gemeindegewaltrecht
für Frauen eingeführt. Dadurch kam sie vor allem
mit bedürftigen Kreisen in enge Berührung und
behielt zeitlang ein stark ausgeprägtes soziales
Verantwortungsgefühl gegenüber allen vom Leben
Enternten.

Dieses Verantwortungsgefühl war es auch, das sie
wie auch ihre Mutter dazu veranlasste, die Ausdeh-
nung der politischen Frauenrechte auf Provinz- und
Parlamentswahlen zu fordern, damit die Frauen
politisch den Männern gleichgestellt und gemeinsam
mit ihnen zum Wohle des ganzen Landes arbeiten
könnten. Nach ihrer Verheiratung mit einem be-
kannten Londoner Rechtsanwalt, mit dem sie in
glücklicher Ehe lebt, wie sie auch mit ihrem
Sohne und dessen Familie eng verbunden ist, kam
sie nach und nach in Verbindung mit interna-
tionalen Frauenkreisen. Man war sicherlich gut ber-
aten, als sie die Delegierten an einem der Kongresse
des Frauenweltbundes für Frauenstimmrecht (Rom,
1923) als Nachfolgerin der bedeutenden Amerika-
nerin Carry Chapman Catt zur Vorsitzenden ernannt.
In dieser Eigenschaft führte sie das Zep-
ter des Frauenweltbundes durch schwierige Zeiten
hindurch, auch durch die Epoche des zweiten Welt-
krieges, wobei ihr verbindliches und liebenswürdiges
Wesen immer wieder auseinanderstrebende und
sich befehdende Elemente aus den verschiedensten
Nationen zu gemeinsamer Arbeit zu einigen ver-
mochte. Auch äusserst nationalistisch eingestellte
Frauen wie eine heute nicht mehr unter den Le-
benden weilende Ägypterin brachten ihr grösste
Hochachtung und Verehrung entgegen, obschon
«mir diese Frauen manchmal graues Haar verschon-
nen», wie uns Frau Corbett Ashby einmal lächelnd
erzählte. Wir erinnern uns selbst eines Kongresses,
an dem die gesamte arabische Frauenwelt, ange-
führt von den streitbaren Ägypterinnen, hoch er-
hobenen Hauptes den Verhandlungssaal verliess,
weil ein ihr nicht genehmer Beschluss gefasst wor-
den war! Dank der diplomatischen und taktvollen
Intervention der Vorsitzenden gelang es dann zum
Glück, die andern Tags wieder herbeizuloten. Und
als ich in diesem Sommer anlässlich einer Zusam-
menkunft in Genf mit Delegierten des Frauenwelt-
bundes für gleiche Rechte und gleiche Verantwor-
tung, wie der Frauenstimmrechtsbund sich heute
nennt, zusammentrafen, war es auch nur der über-
ragenden Persönlichkeit der heutigen Ehrenpräsi-
dentin M. Corbett Ashby zu verdanken, dass eine
spanische Mitarbeiterin, die sich zuerst wegen Mei-
nungsverschiedenheiten zurückgezogen hatte, am
nächsten Tage wieder mitkam!

In ihrer Heimat interessierte sich Frau Corbett
Ashby vor allem für die Förderung und Erziehung

der Landfrauen; der Verband ländlicher Frauen-
vereine, den sie mitgründete half, umfasst Sektoren
in 1200 Dörfern; durch Vorträge und Kurse in
Beezucht, Kleintierhaltung, Obstbau und Ver-
wertung der Produkte werden die Landfrauen
mit ihrem Beruf gefördert und weiter gebildet; dazu
kommen unterhaltende und allgemein bildende
Abende, so auch über Kindererziehung und staats-
bürgerliche Probleme besonders aus der Gemeindepolitik.
In den Frauen wird dadurch das Verantwor-
tungsbewusstsein für Fragen der Gemeinde
(Schulhausbau, Wasserversorgung, hygienische
Verhältnisse usw.) geweckt und gestärkt. Da diese
ländlichen Frauenvereine einen solchen Erfolg hat-
ten, beschlossen die Initiantinnen, etwas Analoge
auch in den Städten zu unternehmen; kulturelle
und aktuelle politische Fragen werden besprochen
und das Zusammengehörigkeitsgefühl auch durch
unterhaltende Abende vor allem unter solchen
Frauen geweckt, die in neu erstellte Vorstadtquar-
tiere einzogen und zunächst wie entwurzelt sind.
Diese «Town Women's Guilds» erfreuen sich einer
ebenso guten Entwicklung wie die ländlichen
Frauenvereine.

Es entspricht dem innersten Wesen der heutigen
Ehrenvorsitzenden des Frauenweltbundes, dass sie
diesen Kommission für bessere internationale Ver-
ständigung präsidiert. Aufbauende Friedensarbeit
zu leisten, das ist ihr ein dringendes Bedürfnis.

E. V. A.

Die Missionarin vom Place Pigalle

Eine kleine Bar am Boulevard von Clichy in Pa-
ris, eine Barmaid, die sich Odette nennt. Nicht weit
entfernt ist der Place Pigalle mit seinen Naktloka-
len und seinen Tavernen. Wenn es zu dunkeln be-
ginnt und die bunten Lichterketten ihren Schein
grell gegen den Himmel werfen, erwacht Odette zu
neuem Leben. Viele Dutzende von Frauen bevölkern
die Trottoirs zu beiden Seiten des Boulevards. Sie
kommen oft in die kleine Bar, um sich zu wärmen
oder ihre müden Beine auszurufen. Odette sieht sie
gerne, sie sind nicht die ärgsten unter den Klienten.
Nordafrikaner, Ausländer, die Paris by night sehen
wollen, Schmuggler und Zuhälter, Gangeter und
schweifschaffende Leute kommen in das Bistrot. Zu
allen ist Odette in gleichem Masse freundlich. In ihrem
schwarzen Kleid und der kleinen blauen Schürze ist
sie eine Art Sinnbild der Lebenswürdigkeit und der
Güte in einer Umwelt von Lug und Trug. Auf ihrem
linken Ringfinger blinkt ein Trauring. Aber Odette
ist nicht verheiratet und hat dennoch ihr Herz ver-
geben. Denn sie ist eine von den fünfzehn Arbeiter-
missionarinnen, die nicht von den Restriktionen be-
troffen werden, welche die Missionen von Arbeiter-
priestern einschränken. Odette hatte ihr Apostolat
in einem Unipräsidenten begonnen, bevor sie Barmaid
wurde. Die andern Missionarinnen wurden Fabrik-
arbeiterinnen oder Serviertöchter in Le Havre, Tou-
lon oder Paris. Bevor sie in Mission geschickt wer-
den, machen sie ein Postulat von sechs Monaten
und müssen ein Jahr in einer Fabrik arbeiten. Alle
Schwestern der Pariser Region kehren am Arbeit-
tag des Klosters von Saint Denis, Rue Charles Michel,
zurück. Die «Supérieure», die Schwester Theresa, ist
eine junge hübsche Frau, von wenig mehr als zwanzig
Jahren. Sie trägt genau das gleiche schwarze Kostüm
wie alle anderen. Es gibt keine Uniform für
sie, die sie von der Aussehen unterscheiden könnte.
Nur wenn sie zur Abendmesse zurückkommen, die
der Père Rousseau täglich um 18 Uhr 30 zelebriert,
oder der selbst zu diesem Anlass seinen Arbeits-
anzug gegen sein weisses Messgewand tauscht, nur
dann legen sie das schwarze Kostüm ab und ziehen
ihre weissen langes Kleid und den Schleier von Notre
Dame de Lourdes über. Nach der Messe präsidiert
der Père Rousseau das Abendessen. Einmal in der
Woche wird die Bilanz ihrer Tätigkeit gemacht. Das
Leben in den Fabriken und in den Bars ist für diese
Frauen nicht leicht. Sie haben nicht viel Zeit. Sie
erinnern sich jeden Abend an die Grundzüge ihrer
Mission: Die Arbeit, die sie zu leisten haben, so
gut zu machen, als nur möglich. Zu den Arbeitskol-
leginnen hilfreich und gut zu sein und nicht für sich
selbst, sondern für die andern zu leben. Nur wenn
man selbstlos ist, kann man Liebe ernten, und die
Menschen gewinnen. So geht Odette jeden Morgen
von neuem in ihren Bar vom Boulevard Clichy, spendet
der Wärme und Liebe, murrert auf und hilft den
Miseren der Grossstadt, erfüllt von ihrer Mission mit
dem Herzen von Paris.

J. a. h.

Beweis für die Lebenskraft dieses Volkes, die zu be-
wundern wir immer neu Gelegenheit hatten.

An einem Nachmittag trug uns ein Motorboot hin-
aus durch die Schären zur Festung Suomenlinna,
einmal als Gibraltar des Nordens berüht, heute eher
eine Sammlung ausgerangierter Kanonen und Lafet-
ten.

Der stärkere bewegt als durch die zwar von kompeten-
ter Seite erklärte Überreste der Missionen, die wir
durch einen Empfang in dem stimmungsvollen
Restaurant Wallaha, einem Kornhauskeller mit fin-
nischem Gepräge. Dort spendierten uns die Schwe-
terfreunde Helsinki einen Kaffee, zu dem auch der
schweizerische Botschafter Finnlands, der sympa-
thische Herr Re a l, eingeladen war, dazu der ehemalige
finnische Gesandte in Bern, Minister von
Kronring, und der Chefredaktor einer bedeutenden
Zeitung. Unser Botschafter gab uns in seiner launigen
Begrüssungsgrede so recht zu spüren, wie glück-
lich er in Finnland sei, wie gerne er gerade in die-
sem dem Finnland so verwandten Lande die Schweiz
verträte. Ein Höhepunkt in diesem sehr belebten
und belehrenden Zusammensein war das Referat
des finnischen Journalisten. In knapper, geradezu
meisterhafter Weise verstand er es, eine Parallele
zu ziehen zwischen schweizerischer und finnischer
Geschichte, schweizerischer und finnischer Verfas-
sung, schweizerischer und finnischer Parla-
mentarismus. Dass der Präsident, auf 6 Jahre gewählt,
ganz andere Befugnisse hat, als unser Bundespräsi-
dent, ist wohl ein Hauptunterschied: Er kann sich
weigern, vom Reichstag angenehme Gesetzesent-
würfe zu unterzeichnen, ist Oberbefehlshaber der
Wehrmacht, leitet die Beziehungen zu auswärtigen
Mächten, ernannt die Mitglieder der Regierung. Ein
Einzimmer-Reichstag mit 200 Abgeordneten bildet
die Legislative. Die Frauen besitzen das Stimmrecht

Verantwortung für die Auslese von Krankenschwestern

Von Schwester Gertrud Kullmann, Zürich

Vortrag, gehalten am 11. Kongress des Weltbundes der Krankenschwestern am 28. Mai 1957 in Rom

Martin Buber sagte einmal: «Echte Verantwortung ist dort vorhanden, wo wir aufgefordert werden, wirkliche Antworten zu geben. Wer stellt uns Fragen und worauf müssen wir antworten? Wir sind in die Schöpfung hineingestellt worden, mitten unter Menschen und Dinge. Und nun sind es diese Menschen und Dinge, das Leben, in letzter Hinsicht Gott selbst, der uns Fragen stellt. So entsteht ein grosser Dialog, jedoch in dem Sinne, dass die Fragen durch die Begebenheiten des Alltags an uns heranreten. Wir müssen lernen, die Fragen wahrzunehmen und werden merken, dass es sich bald um kleine und bald um grosse Dinge handelt. Vielleicht werden wir schweigen, wenn wir die Fragen hören, oder wir werden versuchen, ihnen auszuweichen. In diesem Falle lehnen wir die Verantwortung ab, wir lassen sie nicht an uns heran kommen — genau wie Kain in der uralten biblischen Geschichte die Verantwortung für seinen Bruder ablehnte, indem er sagte: «Bin ich meines Bruders Hüter?» Dann leben wir nicht richtig, denn Verantwortung ist Leben, ist Handeln auf Tod und Leben.

Wir können auch nicht mit Teilantworten auskommen. Wir haben den Auftrag von Gott bekommen und sollen nun vor Gott und für ihn, vor den Menschen und für die Menschen antworten. Wir antworten eigentlich mit unserem ganzen Leben. Und das Wunderbare daran ist, dass wir, obwohl wir an Gott und an den Menschen gebunden sind, dennoch in voller Freiheit handeln dürfen. Natürlich bedeuten diese Entscheidungen immer ein Wagnis und gleichzeitig eine vollkommene Hingabe des eigenen Lebens an den andern Menschen. Doch, gerade der Selbstlose lebt verantwortlich und schöpferisch zugleich.

Es gibt eine Verantwortung für Dinge, für Werte, für Zustände, aber am wichtigsten ist die Verantwortung für lebende Wesen, insbesondere für Menschen.

«In beruflichen Leben entsteht echte Verantwortlichkeit, wenn wir andern Menschen begegnen. In unserem Schwesternberufe gibt es eine Fülle von Möglichkeiten. Eine derselben liegt im besonderen Gebiete der Auslese von Krankenschwestern.

Hier sind es junge Mädchen, die zu uns kommen und eine Antwort von uns verlangen. Sie haben sich entschlossen, die Krankenpflege zu erlernen. Die eine hat vielleicht seit der Kindheit diesen Gedanken gehegt. Es war zuerst wie ein ferner Traum, der sie beglückte, dann wurde es ein Ideal, das immer näher herankam. Sie sah darin die Erfüllung ihres Schicksals und ihren Lebensinhalt. Der Gedanke ging durch alle Schichten ihres Wesens: Sie möchte sich in den Dienst der Menschheit stellen, Krankheit verhüten und helfen, Kranke wieder zur Gesundheit zurückzuführen.

Eine andere war selbst einmal krank. Das Leben im Krankenhaus, die Persönlichkeit der Schwester, die sie gepflegt, hat ihr einen tiefen Eindruck gemacht. Es lässt sie nicht mehr los — sie möchte selbst auch Schwester werden.

Und nun stehen diese jungen Menschen vor uns mit ihrer grossen Frage: «Darf ich Schwester werden?»

Es ist unsere Pflicht, ihnen die richtige Antwort zu erteilen. Aber gleichzeitig erklingen die Fragen von einer Riesenschär von Menschen an unser Ohr. Es sind dies die Kranken, die zu Hause oder in unseren Spitälern liegen:

«Wird sie mir wirklich dazu verhelfen, dass ich wieder gesund werde? Wird sie mir in meiner gros-

sen Not beistehen? Werden ihre Hände so geschickt sein, dass sie mich anfassen, ohne mir weh zu tun? Wird sie nichts Wichtiges vergessen? Wird sie es merken, wenn es mir schlecht wird, wenn ich mich verblute; wenn ich verzweifle und die Angst mich überwältigt? Wird sie mich ausser mit technischen Mitteln auch mit Liebe und Verständnis pflegen?»

Wie vernehmen die bangen Fragen und wiederum müssen wir antworten. Es sind aber jene jungen Mädchen, welche auf der Suche nach ihrem Ideal zu uns kommen, welche unsere Antwort den Kranken direkt überbringen werden. Und wir müssen sie hiezu wohl vorbereiten.

Werden sie fähig sein, dies zu tun? Das ist die grosse Frage.

«Werden diese jungen Mädchen imstande sein, die ganz moderne Technik der Krankenpflege zu erlernen?

Wird ihre Intelligenz reichen, um die schwierigen medizinischen Zusammenhänge zu erfassen?

Werden sie die Gesundheit besitzen, um alle Strapazen auszuhalten?

Werden sie die Liebe haben, das harmonische Wesen, das der Leidende in seiner Not bedarf?

Werden sie fähig sein, gute Beziehungen mit ihren Mitmenschen zu pflegen und wahre Teamarbeit zu vollbringen?

Werden sie zur Schaffung einer guten Atmosphäre beitragen, in welcher sich insbesondere die Kranken wohlfühlen und seelisch gedeihen?

Werden sie das richtige Verständnis für die psychologischen und sozialen Verhältnisse der Patienten aufbringen?

Werden sie die Fähigkeit besitzen, die zukünftigen Schülerinnen-Generationen anzuleiten, eine gute Lehrerin und ein Vorbild zu sein?

Werden sie imstande sein, die Spitalhilfen und die vielen Hilfskräfte, die in einem modernen Krankenhaus arbeiten, mit Erfolg zu führen?

Werden sie die Ehre der Schule wahren?

Werden sie das Niveau der Krankenpflege in ihrem Lande und in der ganzen Welt hochhalten?»

Es ist unsere grosse Verantwortung, auf alle diese Fragen zu antworten. Hiezu besitzen wir eine Reihe von Hilfsmitteln:

Im Lebenslauf der jungen Mädchen können wir schon vieles herauslesen.

Die Zeugnisse sind sehr aufschlussreich, auch wenn sie durch ihre Kürze und ihren Mangel an Details eine negative Sprache reden. Die Auskünfte sind sehr wertvoll, besonders die telephonischen und mündlichen, welche meistens viel konfidentialer ausfallen als die schriftlichen.

Die persönliche Vorstellung ergänzt die Eindrücke, die wir durch Lebenslauf, Zeugnisse und Auskünfte gewinnen können.

Wenn wir die Kandidatin einen kleinen Aufsatz schreiben lassen, können wir daraus schon sehr viel lesen: die Disposition und Verarbeitung des Stoffes, die Beherrschung von Stil, Grammatik und Orthographie, die Klarheit oder Verworrenheit der Gedanken. Das Rechnen ist oft eine schwere Straze für die Kandidatin und dennoch sagt es uns verschiedenes über ihr logisches Denken. Auch das «open questioning» (offene Befragung) allein mit der Kandidatin ist von grossem Wert. Es schafft sofort einen guten persönlichen Kontakt; die Kandidatin wird viel ungehemmter sein als vor einer Aufnahmekommission von drei bis vier Personen. Sie wird uns gerne Auskunft geben über die Lieblingsspiele ihrer Kindheit, über ihre bevorzugten Schulfächer, sie wird uns anvertrauen, welche Menschen ihre Vorbilder sind und manches andere. Es gibt Schulen, welche psychologische Tests machen.

Nachdem wir dies alles unternommen, kommt der grosse Augenblick, in dem wir eine Entscheidung treffen müssen, die Stunde der Verantwortung schlägt.

Die klaren Fälle sind natürlich eine Freude, sie erleichtern uns das Leben und lassen uns auf, atmen:

Zum Beispiel gewinnen wir von einem jungen Mädchen einen günstigen Eindruck, die Zeugnisse sind gut, der persönliche Kontakt angenehm, die

Prüfung wurde ausgezeichnet bestanden. Das ärztliche Zeugnis ist einwandfrei, so dass es einem nicht schwerfällt, mit einem frohen «Ja» zu antworten.

Im umgekehrten Falle ist es ebenfalls kein Problem, eine Entscheidung zu treffen:

Alle Eindrücke sind negativ, die äussere Erscheinung wenig sympathisch, die Antworten verworren, die Dienstzeugnisse nichtssagend, die Arbeiten an der Aufnahmeprüfung primitiv und ungenügend. Wenn es auch schmerzhaft ist, so zeigt uns die Verantwortung genau den Weg, den wir einschlagen haben. Dem im Geiste sehen wir unsere Kranken und wissen ganz genau, dass wir sie nicht im Stich lassen und sie einer unfreundlichen und bornierten Persönlichkeit preisgeben dürfen.

Ein klares «Nein» ist die Antwort auf die Schicksalsfrage, die an uns herantritt.

Viel schwieriger sind die Grenzfälle. Da wird oft unser Menschenkenntnis, unser Einfühlungsvermögen, unsere Lebenserfahrung auf eine harte Prüfung gestellt. Es gibt Fälle, bei denen es nicht möglich ist, sich schon bei der Aufnahme klar zu entscheiden. Da lastet die Verantwortung schwer auf uns. Sollen wir die Entscheidung hinauschieben und uns während der Ausbildung zu einem «Ja» oder «Nein» durchringen? Dieses «Probieren» ist allerdings ein gefährliches Spiel, das wir nur in Ausnahmefällen anwenden sollten. Denn sobald das junge Mädchen seine Lehre beginnt, knüpfen sich vom ersten Tage an feste Bande, die eventuell schwer zu lösen sein werden: da sind die kameradschaftlichen Beziehungen zu den Mitschülerinnen, die täglich wachsende Freude am Beruf, das beglückende Erleben mit den Kranken, das erwachende Interesse für die medizinische Wissenschaft.

Da ist z. B. ein junges Mädchen, welches die Forderungen, die man an eine Kandidatin stellt, weitgehend erfüllt. Nur in charakterlicher Hinsicht gibt sie zu etwelchen Bedenken Anlass. Beweise sind keine vorhanden. Die Lehre beginnt — und richtig — die Kandidatin ist eine gute und eifrige Schülerin, in der praktischen Arbeit greift sie tüchtig an, mit den Mitschülerinnen ist sie kollegial und vergnügt — aber sobald sie mit den Kranken allein ist, tritt ein vollständiges charakterliches Versagen an den Tag. Ganz besonders auf der Nachtwache tritt dies deutlich in Erscheinung. Ermahnungen und Zureden helfen nichts. Die Kranken fühlen sich vernachlässigt und klagen über ihr unfreundliches, barsches Wesen. Das junge Mädchen

ist ein schlechtes Vorbild für ihre jüngeren Kolleginnen und die Ober-Nachtwache hat ihre liebe Not mit ihr.

Die Frage, ob die junge Schwester für den Beruf geeignet sei, kann nun ohne Zögern beantwortet werden. Unsere Verantwortung zwingt uns, sie möglichst bald zu entlassen.

Oder ein anderer Fall: Ein junges Mädchen ist gut empfohlen und beabsichtigt, später in die Mission zu gehen. Ihrer Aufnahme steht nichts im Wege. Nun zeigt sich aber mit der Zeit, dass sie in der praktischen Arbeit sehr langsam ist, wenig leistungsfähig und oft wichtige Dinge vergisst. Selbstverständlich wird sie auf diese Fehler aufmerksam gemacht — leider reagiert sie nicht gut auf Ermahnungen. Sie nimmt eine beleidigte, überlegene und selbstbewusste Haltung an und glaubt nicht, was man ihr vorhält. Die Folge ist, dass sie absolut keine Fortschritte macht, immer auf dem gleichen Fleck stehen bleibt, während ihre Kameradinnen sie bald überflügeln. Die Kranken ihrerseits lieben diese schwerfällige, ungeschickte und zugleich dünnhäutige Wesen gar nicht, und die Klagen bleiben nicht aus. Wiederum heisst es: «Was tun?»

Wenn wir nicht den Mut haben, das harte «Nein» auszusprechen, wenn wir die Tragödie, die eine Entlassung meist bedeutet, vermeiden wollen, wenn wir den Bitten der Eltern und Geschwister, dem Drängen der guten Kameradinnen nachgeben, dann haben wir unsere Verantwortung verlernt.

Wir haben dazu beigetragen, der Schwesternschaft ein ungünstiges Element einzuverleiben — und auch der leidenden Menschheit Unrecht getan, indem wir ungeeignete Menschen an das Bett von hilflosen Kranken heranliessen. Wir haben dem Ansehen unserer Schule — und der Krankenpflege in der weiten Welt geschadet.

In solchen Augenblicken müssen wir uns erneut bewusst werden, dass es unsere Pflicht ist, richtige Antworten zu geben. Unsere ganze Antwort soll durch den ganzen Menschen auf das Ganze der Wirklichkeit erfolgen. Es sind dies schwere Augenblicke. Aber Pestalozzi gibt uns Mut, wenn es zu uns spricht:

«Unser Mut soll nicht fallen!
Unsere Schwäche soll uns nicht schrecken!
Der Sieg ist gewiss!»

(Aus «Der Samariter», Sondernummer für Krankenpflege, Auflage 33 000 Exemplare.)

Seelsorge am Telephon — ein neuer Weg?

E. P. D. Die modernen Menschen werden in der Hast der Zeit vielfach nicht mehr fertig mit den mancherlei seelischen Problemen, die ihnen das Leben stellt. Viele aber finden nicht den Weg des Vertrauens zu einem Mitmenschen, mit dem sie sich aussprechen und beraten können. Gelegentlich erzählen sie von ihren Nöten einem Arzt. Oft aber verschliessen sie sich auch gegenüber ihm. Nur selten gehen sie zu einem Seelsorger, teils, weil sie der Meinung sind, dass nur eifrige Kirchenchristen bei ihm willkommen sind, teils auch aus Furcht, aus ihrer Anonymität heraustrreten zu müssen. So ergibt sich für die Kirche die Verpflichtung, neue Wege zu suchen, um den Menschen in ihren Nöten zu helfen. In neuester Zeit ist das Telephon in den Dienst der Seelsorge gestellt worden.

Im Schlafzimmer einer Westberliner Zweizimmer-Wohnung steht ein Telephon, dessen sich ein Dutzend erfahrener Männer und Frauen bedient, um bei Anruf von Lebensmüden oder verzweifelt Menschen seelsorgerlich zu helfen. Diese Betreuung, die anonym und ehrenamtlich geschieht, wurde vor kurzem auf Anregung von Mitgliedern des St. Lukas-Ordens eingerichtet. In der Wochenzeitung «Christ und Welt» berichtet der Arzt und Seelsorger Dr. Thomas über seine Erfahrungen: «Oft tönt aus dem Telephonhörer nichts als ein erschütterndes Weinen. Dann heisst es erst einmal ein wenig abwarten; geht das Schluchzen aber immer weiter, dann versuchen wir es mit ruhigem seelsorgerlichem Zuspruch. Moralpredigten gibt es bei uns nicht... Keiner der Anrufer hatte noch einen Glauben und kein einziger führte eine glückliche Ehe.» Die Anrufe kommen aus allen Kreisen der Bevölkerung Westberlins. Auch Ferngespräche von ausserhalb der Stadt sind nicht selten. Es kommt sogar vor, dass Bewohner von Ostdeutschland ein Auto benützen, um rasch die nächste Telephonkabine auf Westberliner Gebiet zu erreichen, damit sie von dort aus telephonieren können.

Auch in Stockholm können hilfessuchende Menschen ihre Nöte einem Pfarrer durch das Telephon mitteilen. In Schweden wurde die Telephonseelsorge durch den 30jährigen Pastor Erik Bernspaag

aus Hälsingborg eingeführt. Er hatte in die Ortzelungen Anzeigen folgenden Inhalts erscheinen lassen: «Bevor Sie Selbstmord verüben, rufen Sie Hälsingborg Nr. XX an.» In Kürze erhielt er 200 Anrufe, und immer noch soll die Zahl der täglichen Telefongespräche beträchtlich sein. Die Stockholmer bei Tag und bei Nacht über eine dafür bestimmte Telefonnummer Anrufe entgegenzunehmen, und so bedrängten Menschen zu helfen. Nächsten soll auch auf Grund dieser Erfahrungen in der schwedischen Industriestadt Oerebro die Seelsorge durch das Telephon eingeführt werden.

Aehnliches wird auch aus Helsinki, Finnland, berichtet. Dort erscheint eine kleine Annonce mit folgendem Wortlaut: «Denken Sie daran, sich scheiden zu lassen, obwohl Sie Kinder haben? Rufen Sie zuerst Nr. XX an.» Dieses Inserat war von einem Ehepaar aufgegeben worden, das mit einigen Freunden zusammen versucht, etwas für diejenige Diözese der Lutherischen Volkskirche hat nun einen Kreis von Pfarrern beauftragt, abwechselnd zu tun, deren Ehen in die Brüche zu gehen drohen. In den ersten zwei Tagen nach dem Erscheinen des Inserates riefen Hunderte von Leuten an, die über ihre Eheschwierigkeiten sprechen wollten. Das Ehepaar erzählt, dass seine eigene Rolle oft nur darin bestände, zuzuhören und dann seine eigenen Erfahrungen mitzuteilen, denn auch diese Eheleute hatten Schwierigkeiten in ihrer Ehe gehabt, bis sie vom christlichen Glauben her die Lösung fanden.

In New York ist sogar ein telephonischer Gebetsdienst eingerichtet worden. Allein der Gebetsdienst der Reformierten Kirche erhielt während 24 Stunden gegen 20 000 Anrufe. Als die Universität Seattle im Juni letzten Jahres ihren Gebetsdienst eröffnete, waren alle zehn Telephonleitungen fünf Stunden lang besetzt. Pfarrer von Gemeinden, die einen Gebetsdienst unterhalten, bekommen eine Unmenge von Anrufen, Zuschriften und Besuchen. Das Telephonangebot ist für viele Amerikaner zu einem festen Bestandteil ihres Tagesablaufs geworden. Viele Menschen sind nicht mehr in der Lage, ihre Gedanken zu konzentrieren, um sie zu einem Gebet zusammen-

oder was hat bei mir das Vorrecht auf meine Zeit? Stelle ich auch wirklich das Wichtigste an erste Stelle? Könnte ich nicht einen Teil der Zeit, die ich töricht vergeude, auf gescheiterte Art verwenden?

Als ich einmal einen Chirurgen in seiner Wohnung besuchte, sah ich zu meiner Überraschung ein wunderhübsches Bild an andern an den Wänden hängen. «Wer hat die alle gemalt?», fragte ich. «Ich», versetzte der Chirurg. Da ich wusste, wie sehr er beruflich beansprucht war, sagte ich: «Aber wie finden Sie nur die Zeit dazu?»

«Finden?», rief er. «Ich finde sie nicht, ich nehme sie mir.»

Das Beste aus Readers Digest, Oktober 1957

Späte Betrachtung

Der Sommer hat mich müd gemacht.
Ich schnitt das Korn in Glut und Flimmern —
und selten nur erschien der Mond,
um Traven und Kammer zu durchschimmern.
Der Herbst trieb mich zu goldner Mühle.
Ich blickte nicht zu Frucht, ins Tor —
und selten nur bog mich ein Lied
am Abend wiederum empör.
Doch heute hie ich die Rast.
Das Feld ruht still, die Flur verworrt.
Ich warte noch auf einen Gast,
der meine Unrast lobt und preist.

HANS ROELLI

seit 1906. Die Zahl der Vertreterinnen im Parlament hat 90 nie überschritten, ist nie unter 10 gesunken und beträgt gegenwärtig 28.

Jedenfalls hat das halbe Jahrhundert politischer Betätigung keine Schwächung des Lebens in Heim und Familie bewirkt, ganz im Gegenteil. Die Stimmbeteiligung der Frauen entspricht etwa derjenigen der Männer (durchschnittlich 50 Prozent).

Die Frauen haben u. a. die Erhöhung des Alters der Mündigkeit zur Ehe von 15 auf 17 Jahre erreicht, die Lage der unverheirateten Mütter verbessert, den Hausunterricht reformiert, einen Lehrstuhl für Hauswirtschaft an der Universität errichtet und eine Mütterversicherung eingeführt.

Der Präsident des Reichstages, Karl Söderblom, zollte ihrer Tätigkeit höchstes Lob: «Wir Männer hätten eine Reihe von Angelegenheiten, die unsere Familien angehen, für Heim, Kinder, Kranke, Arme nur oberflächlich behandelt ohne die Mitwirkung der Frau. Dank ihnen!»

3. In finnischen Volkshochschulen

Vier von den über 80 im ganzen Land verstreuten Volkshochschulen, die eigentliche Volksbildungsheime im Sinne unseres Herzbergs sind, lernten wir näher kennen.

Die Idee der Dänen Grundtvig und Kold, junge Menschen zwischen 18 und 25 ein halbes, ein ganzes oder sogar zwei Jahre in einem kultivierten Heim zusammenleben, zusammen arbeiten, singen, auszuüben zu lassen, die Idee der Erwachsenenbildung im Internat, wurde übernommen. Im Gegensatz zu Dänemark, wo die Burschen meist im Winter, die Mädchen im Sommer freiwillig weiter zur Schule gehen, verwirklicht Finnland die Idee der

Coedukation und macht dabei offenbar gute Erfahrungen. In einem Land, in dem die Frau seit Generationen als Mitarbeiterin, Mitkämpferin und seit 1916 auch als politisch völlig gleichberechtigte Mitbürgerin neben dem Manne steht, wo es keinen männlichen Dünkel und keine weiblichen Unterlegenheitsgefühle zu bekämpfen gibt, ist das auch nicht erstaunlich.

Durch namhafte Stipendien ermöglicht es der Staat allen jungen Menschen, ein oder zwei Jahre eine Volkshochschule zu besuchen. Der Ferien week konnten wir keine dieser Stätten im Betrieb sehen. Aber wir lernten die Helme kennen, meist prächtig gelegene Landhäuser, abseits der Städte, wir tagten in schönen Vortragssälen, stellten uns, wie die Schüler, der Reihe nach am Büffet auf, wählten unsere Brote, Salate, Eier, Fleischgerichte und Früchte aus, erquickten uns an der reichlich vorhandenen Butter und vor allem an der herrlichen Milch. Wir erhielten Einblick in die Weisheit, wo so viele grosse und kleine Bestübhe beisammen waren, dass wir sie nicht überblicken konnten, in die Werkräume, wo sich die Burschen im Schreinern selbst Basteien übten. Wir wurden eingeweiht in die Lehrprogramme, die einfach den Stoff der Volksschule erweitern, mit starker Betonung der uralten, jahrhundertlang in der Schandwinkel verbantten finnischen Sprache (64 dieser Institute sind finnisch-sprachig, 19 schwedisch-sprachig), die heute ihre Ehrenrettung erlebt.

Jedes Heim trägt sein eigenes Gesicht. Zuerst besuchten wir Jontrebo bei Lappentranta, wo des Direktors und seiner Familie Freude, eine Gruppe Schweizer zu beherbergen, zwei Tage lang aus Geduld und Worten strahlte. Das Heim wird stark von Abstinenzbewegung getragen. Es war für uns ein beglückendes und zugleich fast beschämendes Ge-

fühl, immer wieder auf die innere Verwandtschaft zwischen Finnland und der Schweiz hingewiesen zu werden, wo sich doch die beiden gemeinsame Freiheitsliebe an einem Ort in dunkelster Stunde herrlich bewährt hat, während wir so stark von ererbten Werten zehren. Das Bewusstsein der Tradition ist übrigens auch in Finnland, diesem kaum hundertjährigen Staatsgebilde, auffallend stark. In den höheren Schulen, auch in den Volkshochschulen gibt es so etwas wie eine Ehrenhalle oder wenigstens eine Ehrenwand mit den Bildern derjenigen, welchen einmal die Leitung anvertraut war; sämtliche Schüler — ich glaube die ältesten Jahrgänge stammen aus den ersten Jahren unseres Jahrhunderts — sind auf Photographien zu sehen.

(Fortsetzung folgt)

Zeit

«Zeit», sagt der griechische Philosoph Theophrastus, «ist das kostbarste Gut, das der Mensch zu verbrauchen hat.» Doch wie oft lassen wir statt dessen uns von der Zeit verbrauchen?

«Aber ich muss mich beilen, Zeit ist Geld», wenden Sie ein. Der Blick nervös auf die Uhr gerichtet. Ich sage nichts davon, dass das Sprichwort Zeit ist Geld. Aber früher oder später wird jeder Lebensabschnitt, durch den wir nur hindurchhasten, zur Treitmühle, körperlich und seelisch, wenn wir nicht innehalten und uns fragen: «Wie können wir jeden Tag mit wahren Leben erfüllen?»

Da unser Besitz an Zeit begrenzt ist, müssen wir lernen, haushälterisch damit umzugehen. Durch Lesen oder Fernsehen kann man sich die Augen an Schind verdienen oder sein Wissen bereichern.

Wenn dich also nächstens jemand zu irgendeiner Unternehmung auffordert, so frage dich zuvor: Wer

menzufassen. Wenn ihnen aber durch das Telefon eine Gebetshilfe zuteil wird, sprechen sie Wort für Wort nach und erlangen in der Hetze des Tages Ruhe und innere Sammlung.

Diese Tatsachen sind wie ein Alarmruf an die Kirche, ihren Seelsorgerdienst ganz ernst zu nehmen und weiter, auch unter Zuzug von Laien Helfern, auszubauen. Nie wird das Telefongespräch ein voller Ersatz sein können für eine Aussprache von Mensch zu Mensch, in der die Verheissung des Glaubens als persönliche Zusage erfolgt.

Herausgeschnitten

Das richtige Klima schaffen

Die Inderin Vijaya Lakshmi Pandit, die Schwester Nehrus, die ihr Land als Hochkommissarin in England vertritt, sagte in einer Ansprache in Liverpool über die Rolle der Frau in der heutigen Welt unter anderem folgendes:

«Bis in die jüngste Zeit hinein wurde die Rolle der Frauen von den Männern bestimmt in einer von Männern gemachten Welt. Auch über die wichtigsten Dinge wie Erziehung, sozialen Status und die politischen Möglichkeiten der Frauen entschieden die Männer. Die Frau fand ihre Erfüllung in der Sorge um ihr Heim und in oberflächlicher Spezialarbeit für die Gemeinschaft. Aber diese Phase ist jetzt vorüber. In der ganzen Welt streben die Frauen vorwärts und ergreifen die Gelegenheiten, die sich ihnen bieten. Im Osten geht diese Entwicklung schneller vor sich als im Westen, wo die Frauen Generationen lang um ihre Rechte kämpfen mussten. Die östliche Frau, vor allem die indische, erreichte die Gleichberechtigung überraschend schnell und ohne einen Krieg zwischen den Geschlechtern.

Ich halte die Rolle der Frauen heute für ausserordentlich bedeutend. Wenn ihnen fällt die Aufgabe zu, Glieder in einer Kette der Freundschaft und des gegenseitigen Verständnisses zu sein, die die Völker der Welt zusammenhalten muss. Allerdings kann ich die Probleme nicht vom Standpunkt der Frau aus sehen, ich halte vielmehr den allgemeinen menschlichen Standpunkt für den richtigen. Aber ich glaube, die Frauen besitzen manche Eigenschaften, die heute sehr nötig sind: Toleranz, Geduld, Ausdauer — Eigenschaften, die sie durch die lange Zeit der Unterdrückung besonders entwickelt haben. In unserem schwierigen Abschnitt der Weltgeschichte könnten diese Eigenschaften dazu beitragen, die Atmosphäre von Misstrauen und Hass zu Vertrauen und Liebe zu führen.»

Frau Pandit bedauerte, dass bisher nur verhältnismässig wenig Frauen Interesse für die Angelegenheiten der Welt zeigen und dass sie von allen sich bietenden Möglichkeiten zu wenig Gebrauch machen. Sie sagte: «Die grossen Weltprobleme werden zu selbstverständlich als eine Angelegenheit der Staatsmänner und Politiker hingenommen, die schon eine Lösung finden werden. Dies ist aber eine irriige Annahme, auch Staatsmänner und Politiker sind nicht unfehlbar und auch sie wissen keine Zauberformel. Aus der Nähe gesehen sind sie in der Tat nicht die Uebermenschen, für die man sie leicht halten möchte. Sie sind auch nur gewöhnliche Sterbliche und auf unsere Hilfe angewiesen. Wenn wenigstens jede Frau in ihrer eigenen kleinen Sphäre mithilft, das richtige Klima zu schaffen, kommt der Same eher in den rechten Boden.

Unser Fehler heute ist unsere Bereitschaft, uns mit den Dingen abzufinden, etwa mit den Atom- und Wasserstoffwaffen. Man sagt uns, wir brauchen keinen Krieg zu fürchten, denn kein vernünftiges Volk würde ihn anfangen, da er nur zur Vernichtung führen würde. Dabei vergessen wir aber, dass Kriege oft die Folge eines winzigen Funkens sind.» Frau Pandit erinnerte in diesem Zusammenhang an die einleitenden Worte der UNESCO-Charta: «Da die Kriege im Geiste des Menschen ihren Anfang nehmen, müssen wir auch im Geiste die Verteidigung des Friedens aufbauen.» Und dies, so meinte sie, sollten die Frauen als eine ihrer eigenen Aufgaben betrachten: die Grundlagen für die Verteidigung des Friedens zu legen, solange der Geist noch jung und zugänglich ist; das würde das stärkste und ausdauerndste Mittel gegen den Krieg sein.

K. S. Aus «Welt der Frau», Stuttgart

Das Lied vom braven Mann

«Im monarchistischen England fällt es nicht auf, wenn jemand den Toast auf die Königin mit einem Glas Wasser in der Hand ausbringt. In der freien Schweiz aber würde so etwas beinahe als Beleidigung aufgefasst. Während man sich früher für einen Rausch drei Wochen lang schämte, wird heute das leichtsinnige Lied «Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann», von manchem sprichwörtlich genommen. Dass Alkohol den Durst nicht stillt, sondern vielmehr Durst erzeugt, hat die Erfahrung längst bewiesen. Soll es wirklich besser werden, so darf man sich nicht darauf beschränken, die materiellen und sittlichen Schäden des Alkohols darzustellen. Es muss die Ueberzeugung erweckt und gefestigt werden, dass alle Menschen Brüder sind und dass die Würde und Bestimmung des Menschen viel zu hoch ist, als dass Egoismus und Herumprahlerei ihn als Werkzeug ausbeuten dürfen.»

Landmann P. A. Ming, Sarnen

Schlechte Telefonverbindung

Trotz unseres vorbildlichen Telefonnetzes hat sicher jeder schon gelegentlich an einem schlecht funktionierenden Apparat oder bei mangelhaft hergestellter Verbindung telefoniert. Vielleicht handelte es sich um ein wichtiges Gespräch, — es galt unbedingt zu verstehen, was der Partner sagte, aber das war nur mit grösster Anstrengung oder gar nicht möglich.

In dieser Lage, an eine solche «schlechte Telefonverbindung» angeschlossen ist bildlich gesprochen der Schwerhörnde stündlich, täglich, jahrelang, vielleicht sein Leben lang.

Nur wenn man sich das vergegenwärtigt, gelangen wir zu einer richtigen Beurteilung der Schwermhörigkeit und ihrer Folgen.

Wenn ein Schwerhörnder nicht versteht, was gesagt wird, so ist daran nicht etwa mangelnde Intelligenz schuld, sondern die «schlechte Telefonverbindung». Wollen wir nicht versuchen, so weit es an uns liegt, diese «Verbindung» zu verbessern?

Man spreche mit Schwerhörnden nicht rasch, auch nicht überlaut, sondern deutlich, klar und langsam, man frage sie, ob die Sprechweise im einzelnen Fall richtig ist. Denn Gehörschwäche kann sehr verschieden sein, je nachdem, ob ein Hörapparat gebraucht werden kann oder nicht, je nachdem ob vom Munde abgelesen wird oder nicht.

Es gibt in der Schweiz schätzungsweise 40 000 hochgradig Schwerhörige; es lohnt sich, die richtige Art des Umgangs mit ihnen zu erlernen. Es ist mühselig und anstrengend, schwerhörend zu sein. Jedermann aber kann die «schlechte Telefonverbindung» verbessern!

BSSV

Kleine Textil-Statistik

Die Gesamtzeugung von Bekleidungsfasern der Welt wird für das Jahr 1921 mit 4,1 Millionen Tonnen angegeben, im Jahre 1955 aber ist sie auf 11,8 Millionen angestiegen. Während im Jahre 1921 die Weltproduktion von Fibrane (Zellwolle) nur 22 000 Tonnen betrug, was ungefähr 0,5 Prozent der Gesamtzeugung an Bekleidungsfasern entsprach, betrug deren Anteil im Jahre 1955 1,04 Millionen Tonnen oder 8,8 Prozent der Gesamtzeugung. Die Weltproduktion von Baumwolle ist ebenfalls sehr stark gestiegen. Sie betrug 1921 3,3 Millionen Tonnen und dies entsprach damals 79 Prozent der Gesamtzeugung von Bekleidungsfasern. Im Jahre 1955 aber entsprachen die damals hergestellten 8 Millionen Tonnen nur noch 67,5 Prozent der Gesamtzeugung. Die Weltproduktion von Wolle erreichte 1921 0,83 Millionen Tonnen (19,9 Prozent), stieg im Jahr 1955 auf 1,2 Millionen Tonnen, was nur 10 Prozent der Gesamtzeugung von Bekleidungsfasern der Welt entsprach hat. Schliesslich weist allein die Seide einen Rückgang auf. 1921 wurden davon 29 000 Tonnen (0,6 Prozent) hergestellt, 1955 aber nur noch 27 000 Tonnen (0,2 Prozent). In diesem Zusammenhang dürfte noch interessieren, dass zum Beispiel in der deutschen Bundesrepublik 27 Prozent der Damen- und Kinderbekleidung aus Fibrane, 17,7 Prozent aus Wolle, 25,1 Prozent aus Rayonne (Kunstseide) hergestellt werden.

Aus «Das Frauengewerbe», offizielles Organ des Schweizerischen Frauengewerbeverbandes.

VERANSTALTUNGEN

ARBEITSGEMEINSCHAFT «FRAU UND DEMOKRATIE»

V Staatsbürgerlicher Informationskurs

veranstaltet von der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie» über

«Das Frauenstimmrecht als Gedanke und Tat»

Sonntag/Sonntag, den 26./27. Oktober 1957, im Hotel Gurtenkulm bei Bern

Programm:

Sonntag, 26. Oktober, nachmittags:
15.30 Eröffnung des Kurses
15.45 «Die Botschaft des Bundesrates vom 22. Februar 1957 über die Einführung des Frauenstimmrechts.» Referentin: Frau Dr. jur. Lotti Ruckstuhl, St. Gallen

Sonntag, 27. Oktober:
10.45 «Das Frauenstimmrecht als Gedanke und Tat.» Referentin: Frau Dr. jur. Helene Thalman-Antenen, Bern

14.15 «Frauenstimmrecht — wozu?» Referentin: Fräulein Dr. jur. Marie Böhlen, Bern

16.00 Schluss des Kurses

Den Vorträgen folgen Diskussionen in Gruppen (Leiterinnen Frau Kissel, Rheinfelden; Dr. Maria Felchlin, Olten; Fr. L. Wenzinger, Basel; Frau Zoppi, Schwanden) im Plenum und in Frage- und Antwortstunden, so dass für alle Teilnehmerinnen individuelle und aktive Mitarbeit möglich ist, um ein Problem zu klären, das das ganze Schweizer Volk, Männer und Frauen, angeht und von grösster Bedeutung ist. Mitglieder und Gäste sind herzlich willkommen.

Für die Unterkunft melde man sich direkt bei der Leitung des Hotels Gurtenkulm an und zahle den Betrag von Fr. 25.— auf deren Postcheck-Konto III 17 052 ein. (Pauschalpreis für Abendessen, Uebernachten, Frühstück und Mittagessen.)

Im Namen des Vorstandes,

die Präsidentin: Dr. Ida Somazzi, Bern
die Vizepräsidentinnen: Frau Kissel, Rheinfelden, Dr. med. Maria Felchlin, Olten

BÜRGSCHAFTSGENOSSENSCHAFT SAFFA

27. Generalversammlung

Sonntag, den 26. Oktober, 14.30 Uhr, in Aarau, Bahnhofbuffet, 1. Stock. — Traktanden: Die statutarischen. — Vortrag von Dr. Elisabeth Nägeli:

Von der Bürgerschaftsgenossenschaft SAFFA und ihrer Tätigkeit im Aargau

GÄSTE WILLKOMMEN!

Radiosendungen

von 20. bis 26. Oktober 1957

Montag, 21. Oktober, 14.00: Notiers und probiers. Besuche immer willkommen: Schnellgemachte Plättchen. — So kocht man im Ausland: Ein jüdisches Rezept. — Wie beschäftige ich meine Kinder? — Gesunde Kost. — Was möchten Sie wissen? — Mittwoch 14.00: Wir Frauen in unserer Zeit. Berichte aus dem In- und Ausland. — Freitag, 14.00: 1. Trau — schau wenn VI. Inserate. 2. Blick in Zeitschriften und Bücher.

Redaktion:

Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorfstrasse 426 Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
Wenn keine Antwort: (051) 26 81 51

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fräulein Dr. Olga Stämpfli, Gönährdorf, Aarau

Blendin 3fach
das beste Waschmittel für Automaten
SEIFENFABRIK KOLB ZÜRICH 5

Warum greifen denn so viele Frauen zu Frauengold?

Dafür gibt es nur eine Erklärung: FRAUENGOLD ist ein vorzüglicher Helfer bei vielen nervösen Alltagsbeschwerden, Ueberarbeitung, nervöser Gesehtheit, «Stimmungsschwankungen», bei Uebermüdung und Schlaflosigkeit. FRAUENGOLD schenkt neue Kraft, starke Nerven, ruhiges Herz und gesunden, erquickenden Schlaf. Dadurch sehen Sie auch wieder besser aus, selbst an kritischen Tagen. Greifen auch Sie vertrauensvoll zu FRAUENGOLD, wenn Sie eine Stärkung nötig haben. Sie werden sich bald wieder wohl fühlen. FRAUENGOLD ist in allen Apotheken und Drogerien erhältlich.



Originalflaschen zu Fr. 6.25 und Fr. 11.45

Ein Inserat im «Schweizer Frauenblatt» hilft Ihren Umsatz steigern!

Sihre Reisen 20% billiger!

Für 4 gefüllte «MERKUR» Rabatkarten erhalten Sie Fr. 4.— in bar oder aber Fr. 5.— in Reisesparen. Sie können also 20% billiger reisen!

MERKUR
Kaffee-Spezialgeschäft

Neu
Der neue jura-Luftstrahler mit Ventilator hat eine verblüffende Heizwirkung: Sie schalten ein — und sofort umgibt Sie wohlwende Wärme und Behaglichkeit. HeiBt im Winter — kühlt im Sommer! 1200 Watt Fr. 95.— 2000 Watt Fr. 110.— Verlangen Sie den Sonderprospekt. Verkauf durch das Elektrofachgeschäft.

jura
L. Henzli AG Niederbüschli-Olten

PARFUMS PUDERDOSEN
Alles für die Schönheitspflege

Weber-Strickler
PARFUMERIE
ZÜRICH - Bahnhofstr. 40

Miele-Automatic das Non plus ultra

In ¼ Stunden gewaschene und schleudertrockene Wäsche. Ihre Arbeit besteht allein darin — einen Schalter zu drehen. Ein Thermostat regelt die Temperatur für Weiss- und Buntwäsche. Die Miele-Automatic spült einmal heiss, einmal lauwarm und dreimal kalt. Zum Schluss schaltet sich der Schleudergang ein. Also 100-prozentig automatisch. Eine Waschmaschine, die mehr bietet, als sie kostet; die praktische Vorführung beweist es. Verlangen Sie Bezugsquellen-nachweis, Prospekte und Preisangaben durch:

Paul Aerni, Generalvertretung der Miele-Waschmaschinen, Schaffhauserstrasse 468, Zürich-Seebach, Telefon (051) 46 67 75.

Miele

TAPETEN SPÖRRI AG
Innendekoration
Zürich, Talacker 16
Telephon 23 66 60

... herrlich das neue Maruba Lanolin Schaumbad!

Neu: Maruba Schaumbad Ardisia mit Lanolin Spezial

MARUBA hat für alle, die eine trockene und spröde Haut haben, eine Ueberreicherung: das neue M A R U B A - Schaumbad «Ardisia» mit Lanolin Spezial. Sie werden begeistert sein, denn das Maruba-Lanolin-Schaumbad ist eine vollständige Schönheitsbehandlung, welche die Haut nährt, geschmeidig macht und köstlich parfümiert.

NEU: Für trockene Haut: MARUBA Ardisia, Fl. zu Fr. — 85 (Hü. 2 Bäder); Fr. 85 (Hü. 7, 45; Fr. 16,50); Fr. 26,90 (ca. 120 Bäder) + Lux.

Denken Sie daran!

Bei Magenschmerzen und Verdauungsbeschwerden, Uebelkeit, Reisebeschwerden, Unwohlsein

hilft Zellerbalsam

Er hat schon vielen geholfen. Flaschen ab Fr. 1.— in Apotheken und Drogerien.

MAX ZELLER SÖHNE AG ROMANSHORN
Hersteller pharm. Präparate seit 1894

Das «Schweizer Frauenblatt» wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivabhaltungen

Sihre Reisen 20% billiger!

Für 4 gefüllte «MERKUR» Rabatkarten erhalten Sie Fr. 4.— in bar oder aber Fr. 5.— in Reisesparen. Sie können also 20% billiger reisen!

MERKUR
Kaffee-Spezialgeschäft